P.o.germ.
496
g-1

o. germ. ~~485~~ göschel
496 g-1 (Goethe)

Unterhaltungen

zur Schilderung

Göthescher

Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von

CARL FRIEDRICH GÖSCHEL.

Erster Band.

Schleusingen:
Verlag von Conrad Glaser.
1834.

70 = GK.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Noch spuckt der Babylon'sche Thurm,
Sie sind nicht zu vereinen! –
Ein jeder Mensch hat seinen Wurm,
Kopernikus den seinen.

Denn bey den alten, lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man — Noten:
Die neuen glaubt man blank zu versteh'n,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht geh'n.

Vorwort.

Jeder Mensch hat seinen Wurm. Dieser Wurm ist das Individuelle, „das Anonyme" an dem Menschen, welches ebendeswegen für alle Andere zunächst unverständlich ist, weil jedes Individuum, als solches, ein Anderes ist. In dieser Beziehung ist jedem Individuum eine eigenthümliche Bestimmung zu seiner Lebensaufgabe angewiesen und ein besonderes Tagewerk, welches er zu vollbringen hat zur Erreichung des allgemeinen Menschenberufs. Treibt doch selbst jeder Zunftgenosse sein Handwerk anders: jeder hat sein besonderes. Kopernikus ist nicht der Einzige, der Neues zu entdecken und zu überliefern hat. So viele ihrer sind, so vielfältig ist ihr Beruf. Jeder Beruf ist ein neuer. Das Neue ist das Unbekannte, das Unverständliche, was Jeder an dem Andern als dessen Eigenthum, als das Pfund, das ihm anvertraut ist, zu ehren hat. Das ist Eins.

Das Andere ist, daß das, was jeder für sich ist, als Gemeingut für Alle bestimmt ist, und mit-

hin Allen zu Gute geht, aber auch zu diesem Behufe von Anderen aufgenommen und durchdrungen, ausgelegt und verdolmetscht werden muß: denn es geht ihnen nicht ohne eigene thätige Theilnahme zu Gute, sondern durch Vermittlung. Hiermit wird das Individuelle persönlich d. h. durchdringlich; das Anonyme bekannt, genannt, verwandt.

Aber eben darum ist eine solche Erklärung und Durchdringung des fremden Geistes nur möglich unter der Voraussetzung innigster Verwandtschaft aller Einzelnen unter einander im Geiste. Wer kann den Geist auslegen, ohne sich selbst mit seinem Geiste hienein zu versenken und hieneinzulegen? Und wie kann er mit seinem Geiste zu dem andern Geiste und zum Verständnisse desselben zu kommen hoffen, ohne das Bewußtseyn der Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit der Geister im Geiste?

Jede Auslegung ist ein Zeugniß von der innerlichen Gemeinschaft der Menschen unter einander; wer im Andern den Geist gewinnen will, muß etwas dagegen einzusetzen haben: wer ihn auslegt, muß ihn auch einlegen und unterlegen, um den unendlichen Inhalt neu befruchtet und wiedergeboren, erweitert und verdichtet, erläutert und immer mehr geläutert wieder heraus zu nehmen.

Nur auf diesem Wege wird das Einzelne oder Anonyme enträthselt und sein verborgener Inhalt immer mehr entwickelt, und mittelst der Auslegung ausgebreitet. So hat anch Kopernikus seine Nachfolger gefunden, wie er seine Vorgänger gehabt hat. Was Kolumbus und Amerikus entdeckt haben, das haben Andere, welche ihnen folgten, noch weiter erforscht, bereiset, benuzt, — wiewohl auch vielfältig misverstanden und gemisbraucht. Was sie schon im Allgemeinen überschauen konnten, wie in einem dunkeln Spiegel, und im Geiste wirklich voraussahen, das haben die Nachkommen im Einzelnen besser und spezieller kennen lernen, als die Entdecker selbst. Und nun sehen wir in diesen unseren Tagen die Auswanderungen nach Amerika auch über die Menge sich verbreiten. Es sind die Auswanderungen, welche kurz zuvor der Geist im Romane, wie in einem Zauberspiegel, an uns vorübergeführt hatte.

Eigentlich befinden wir uns freilich alle auf der Wanderschaft: wir müssen auch alle weiter, und es kommt nur darauf an, daß wir's auch wollen. Einer kommt durch den Andern weiter. — An dieses allgemeine Auswandern schließt sich demnächst das besondere an, welches in jenem wunderlichen Spiegel des Lebens als das besondere Streben der Zeit sowohl nach seiner innersten Wahrheit und Nothwendigkeit,

als auch nach seiner mannichfachen Entartung und Verzerrunng vorausgesagt ist.

Ueberhaupt ist in dergleichen Lebens-Spiegeln Viel zu lesen; die Poesie hält sie uns vor, damit wir die Wirklichkeit und uns selbst erkennen lernen. Je älter wir werden, desto mehr finden wir in solchen Spiegeln, welche Anfangs nichts als das reinste Glas zu enthalten scheinen, bis sich nach und nach alle Farben darinn brechen und wiederscheinen.

Aber um den Nächsten nicht zu verkennen, um den Andern — wo möglich — kennen zu lernen und in sein Innerstes hienein zu sehen, ist noch Eins wohl zu beachten. Es ist Dieses, daß sich gerade das Individuellste, als das Innerste und Zarteste, als das Heimlichste und Heiligste an dem Menschen, in den Hintergrund zurückzieht, und mitten unter dem, was laut ausgesprochen werden kann, verschwiegen wird. Dieses Leben im tiefsten Innern drängt sich um so mehr zurück, je mehr es in der Zeit vor der Welt Spott und Hohn zu erwarten oder auch gelegentlich einmal erfahren hat. Die Menge ist immer theils roh, theils kalt, während die Einzelnen, aus welchen sie besteht, — und zwar Jeder, — eine zarte Seite, eine warme Stelle haben, die in jener Menge freilich oft verkommt und zerknickt wird. „Ein gutgesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind

weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen.“ Und den Erwachsenen geht es nicht besser, wenn sie ihr Innerstes bewahren. Oft macht die Scheu vor Spott und Hohn nach und nach den Menschen auswendig anders, als er inwendig ist: und dann ist die Gefahr nahe, daß das Auswendige auch wieder auf das Innere Einfluß gewinnt, wenn sich dieses nicht einen andern Weg nach Aussen vermittelt. Noch unverkennbarer wird das eigentliche Leben eines bedeutenden Individuums, wenn es nach seiner besonders begabten Richtung die allgemeine Wahrheit nicht in der allgemeinen Form, sondern in den lebendigsten und konkretesten Kombinationen aufzunehmen und zu reflectiren bestimmt ist. Es kommt auch wohl zu absichtlicher Verbergung und Verheimlichung, wenn das Innerste in seiner unmittelbaren Fülle keine Aufnahme, sondern eitel Misverständniß zu besorgen hat. Dann gilt es, Umwege einzuschlagen, um Eingang zu finden. Wer Alles auf einmal ausschütten wollte, der würde das Beste verschütten. Ein Platzregen läuft geschwinde ab, die Erde nimmt ihn nicht auf, besonders wenn sie fest ist; aber in leisen zarten Tropfen dringt der Regen ein, und macht das Land fruchtbar. — —

So viel zur Einleitung der nachstehenden harmlosen Schildereien und Paraphrasen. Sie sind Un-

terhaltungen genannt worden, weil sie ursprünglich kleineren Kreisen zur Unterhaltung gedient haben, welchen sie sich nunmehro, in der gegenwärtigen Zusammenstellung, zum Andenken widmen, während sie sich zugleich einen größern Kreis geneigter und nachsichtiger Theilnehmer suchen. Sie suchen geneigte Leser, denn wenn sich nicht Eins zum Andern neigen und herablassen will, da kann es keinen guten Klang des Urtheils geben. Ein Urtheil setzt ein Verständniß über seinen Gegenstand voraus: aber ohne die Liebe, welche sich mit ganzer Seele in den Andern versetzt, ist kein Verständniß möglich.

Inhalt.

Seite

I. Der neue Paris. Ein Knaben=Mährchen. 1832 . . . 1

II. Hans Sachsens poetische Sendung. Nach einem alten Holzschnitte. 1833 18

III. Wilhelm Meisters Lehrbrief. Eine Paraphrase. 1825 42

IV. Der Tetraeder. Zu Wilhelm Meisters Lehrjahren. 1825 72

V. Wilhelm Meisters Wanderbuch. Eine Paraphrase. 1824 88

VI. Bruchstück eines Geleitsbriefes oder Wegweisers zu den Wander=Jahren. 1824 110

VII. Die neue Melusine. Ein Mährchen. 1833 . 128

VIII. Die Rochus=Kapelle. Eine Gewissensfrage. 1825 154

IX. Faust und Mephistopheles. 1833 176

Seite

X. Das neue Reich. Ein Mährchen. 1833 188

XI. Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. 206

I.

XXIV, 78 — 101.

Der neue Paris.

Ein Mährchen.

In dem Jahre, — 1832 — welches gegenwärtig zu Ende eilet, haben wir den vielgepriesenen, aber noch viel mehr verkannten und verlästerten Dichter der Deutschen als einen Greis im silbergrauen Haare von dem Schauplatze abtreten sehen, den er über ein halbes Jahrhundert hinaus vielfach belebt hat, und künftig noch viel gründlicher beleben und erhellen wird. Es ist anmuthig und rührend, in dem Sterbejahre des lebensmüden Greises den lebensfrohen Knaben zu betrachten; und wir verdanken es seinem einzigen Talente, daß wir diesen Knaben noch heute hören, sehen, sprechen können. Aber am lebendigsten wird uns das Bild, sauber im Rahmen gefaßt, vor die Augen treten, wenn wir uns das Mährchen wiederholen, welches der Knabe, wie er es empfangen, wiedergegeben, und der Mann, wie er selbst sagt, zu kunstmäßiger Darstellung verarbeitet hat. —

Daß wir es sogleich heraussagen: das Knabenmährchen zeigt uns unverkennbar die erste Weihe des Kindes: es erzählt ohne hohe Worte in einfacher Weise ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen und gefährlichen Lebensberufe. — Jetzt wird die Kindesweihe unwillkührlich zur Todtenfeier. —

Der Knabe erscheint in seinen neuen Pfingstkleidern, in altmodischer, steifer Tracht nach der Farbe seiner Zeit, die er selbst stetig zu fördern und umzuwandeln berufen wurde: er muß schon zur ersten Probe den ganzen Anzug nebst Hut und Degen ablegen, und zu seinem nicht geringen Entsetzen die schön gepuderten Haare unbarmherzig ausstäuben lassen, wiewohl er sich noch oft, und noch desselbigen Tages, mit seinem altfränkischen Kostum in der täglichen Welt wieder zeigen mußte.

Zu Pfingsten hatte sich der geputzte Knabe auch einen guten Tag machen wollen: er dachte nach abgehaltenem Gottesdienste und nach dem stattlichen Festmahle beym Großvater in den anmuthigen Lustgärten seiner Vaterstadt vergnüglich und behäbig sich etwas zu Gute zu thun, wie die ehrenwerthen Bürger der freyen Reichsstadt auch zu thun pflegten. Aber da hält es ihn schon hinter dem Zwinger an der heimlichen Mauer, wo es nie recht geheuer gewesen ist. Er kann nicht, wie das Fleisch will, er muß seinem Berufe folgen, der hohen Aufgabe seines künftigen Lebens gehorchen. Und nun steht der zarte Knabe mit den frisirten und gepuderten Löckchen, wie mit Flügelchen, vor der engen Pforte. Es sind die Flügelchen, die zu mächtigen Schwingen heranwachsen sollten, ob auch weder der Knabe, noch der Mann daran gedacht hat. Und die enge Pforte ist von der Art, daß sie kein Mensch

sich selbst öffnen kann, es fehlt auch alle Handhabe dazu, sondern sie wird uns von innen aufgeschlossen, wenn wir nur an der rechten Stelle in Geduld die Zeit erwarten oder auch anklopfen. Dazu kommt, daß die Pforte enge ist, welche zum Leben selbst einführt, wie zum Dichten und Denken: wer sich breit macht, kommt nicht hindurch.

Aber es ist auch nicht zu übersehen, daß sie ein schönes Denkmal altdeutscher Art und Kunst ist, daß sie dem tiefen und sinnigen Kunstfleiße des Vaterlands angehört. Das Vaterland ist für Jeden der natürliche Boden, auf welchem er gedeiht und zur allgemeinsten Ausbildung heranreift. Es ist wirklich die deutsche Kunst, zu welcher und durch welche er Eingang sucht. Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.

Und wer thut nun die Pforte von innen auf? Wer führt den Knaben ein? — Es ist Niemand Anders, als ein Diener der Religion. Und solches geschieht an dem Feste, welches dem Andenken an die Ausgießung der göttlichen Geistesgaben und den Gebeten darum gewidmet ist. — Die Bibel hatte den Knaben zuerst beschäftigt, belebt, gebildet, begeistert: aber zunächst das Alte Testament. Er fürchtet schon, daß es ein Israelit ist, der ihn empfängt: aber an dem heiligen Kreutzes-Zeichen erkennt er den Christen. Es ist ein katholischer Christ, mit allen Bildern, Legenden und Sakramenten seiner großen Kirche: allein der Name des Katholizismus, zu dem er sich bekennet, sagt noch mehr, er deutet zugleich auf die allgemeine Kirche Christi, welche die besondern Kirchen in sich schließt. An seiner Hand tritt jetzt der Knabe in die Zaubergärten der vielgliedrigen Kunst und Poesie, schon

thut er auch die ersten Blicke in die Reiche der Natur, in die zarten Geheimnisse ihrer Werkstätte, die er noch oft belauschen und zum Theil aufschließen sollte.

Doch es ist mehr als eine Mauer zu übersteigen. Bewegt sich doch auch das Leben selbst in äußeren und inneren, allgemeineren und engeren, offneren und geheimeren Kreisen. Der äussern Mauer folgt inwendig ein gedoppeltes Gitter güldener Lanzen, Spieße, Speere, Hellebarden und Partisanen, und inmitten fließt der silberhelle Fluß mit plätschernden Gold- und Silber-Fischchen. Diese Vestung ist nicht zu erobern, wenn sie sich nicht freywillig ergiebt, aber sie ergiebt sich dem, der den Willen und Muth dazu hat.

Im Innern ist zunächst am merkwürdigsten der reine, blaue Sand der zierlichen Gartenwege: er bildet einen dunkleren Himmel oder den Himmel im Wasser auf der Erde. — Hiermit hat der Knabe schon seine erste Lection empfangen: seine Aufgabe lautet, mit Abweisung alles Ueberschwenglichen die Gegenwart als die Wahrheit und die Erde als den dunklern Reflex des Himmels zu erkennen.

Aber indem der Dichter nach dieser Weisung den Geist als wirklich daseyend in allen seinen Erscheinungen leibhaftig fasset, hat es nicht fehlen können, daß er Vielen unverständlich geblieben und zum Steine des Anstoßes geworden ist: er kann allen denen nicht genügen, die sich im Maaslosen zu verlieren lieben, denn er richtet immerfort die hellen Augen auf den himmelblauen Boden, der ihn trägt. Und er ruft es auch seinen Freunden selbst zu:

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde:
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.

Aber es ist wohl zu merken, daß er auf dieser lieben Erde den dunklern Reflex des lichtblauen Himmels erkennet. So bleibt er auch an der Hand seines christlichen Führers, bis ihn dieser selbst zu freyeigener Bewegung entläßt: und das Kind kommt bald wieder zurück. Ueberhaupt sucht sich der Knabe schon in seiner ersten Probe möglichst nüchtern zu halten, und bedarf auch des schäumenden Weines nicht, so schön er auch kredenzt wird.

Dagegen tritt uns überall der kecke Knabensinn, und der leichte, frische Muth des Lehrlings, der keine Gefahr scheut, auf das lustigste und anmuthigste entgegen. Schon lernt er mit den Gegenständen umgehen, indem er sie wirklich als Gegenstände herzhaft angreift und begreift. Denn der Geist ist das Innere der Gegenstände, wodurch diese erst Leben und Bedeutung bekommen. Und wie er sie faßt und behandelt, so werden sie unter seinen Händen lebendig und hüpfen lustig davon. Aus einem solchen Kinde konnte wohl ein Dichter werden, welcher der gegenständliche genannt worden ist. Hier besteht das Kind den ersten Kampf mit den Gegenständen, an welchen jeder Mensch gewiesen ist, er besteht ihn mit glorreichen Siegen, worüber er sich selbst verwundern muß, denn er begreift wohl, daß er es für sich selbst und aus sich selbst nicht so machen könnte, sondern daß ihm eine überlegene Macht anvertraut ist, die er nur zu verwalten hat. — Wo er hingegen in seinen Kriegen und Siegen sich muthwillig überhebt, da folgt auch die Strafe auf den Fuß nach.

Wenden wir uns nun zu den schönen Personen, mit denen er es zu thun hat, — denn außer dem Pförtner, seinem väterlichen Mentor, sind es lauter Frauenzimmer, die ihn willkommen heißen, — so können wir uns von dem puppenhaften Zuschnitte nicht lange täuschen lassen, um die wahren Personen zu erkennen, die das Kinderauge nach einem niedlichen Maasstabe verkleinert und in die artigsten Feen oder Sylphiden verwandelt. Oder wer erkennte nicht in der Harfenspielerin mit dem dunkelbraunen Haare und dem glänzenden rothen Kleide Here's Majestät, die Gattin des Donnerers Zeus, und in der blonden Citherspielerin mit dem gelben Kleide und heiteren Wesen die Göttin, welcher Paris, der Aeltere, den Apfel reichte. Die dritte im grünen Gewande mit dem Lautenspiele ist Niemand anders als Athene; diese scheint dem Knaben die meiste Aufmerksamkeit zu schenken, sie macht ihm noch mehr als die übrigen zu schaffen, weil sie mehr als eine Seite ihres Wesens entwickelt. Aber er begreift sogleich, daß alle Drey — Göttinnen sind, die ihm nicht ausschließlich angehören, und von welchen er sich auch keiner ausschließlich widmen kann. Im Grunde sind sie ihm auch Alle ein wenig zu steif und gemessen.

Desto traulicher nähert er sich der Dienerin: er sitzt Ellbogen an Ellbogen neben ihr. Das niedliche, näckische Mädchen mit der Mandoline heißt Alerte. In dieser artigen, muntern Kleinen erkennen wir mehr und mehr die Art oder Unart des Dichters, dem sie es angethan hat, und wodurch er sich wenige Freunde, aber mehr als ein Heer von Gegnern bereitet hat. Es ist dieses, daß er nicht einmal wie das anderemal ist: den Ernst kehrt er in Scherz, und Scherz in Ernst, ehe man sich's versieht.

Und wenn man ja einmal mit ihm so weit gekommen zu seyn meint, um ihn festhalten zu können, so ist er auch einem alsbald unter den Händen entschwunden. Ja, er docirt wohl auch, daß sich die Wahrheit selbst nicht in einer einzigen Erscheinung ausschließlich festbannen lasse, ohne sich einigermaßen zu alteriren und zu trüben. Ist das nicht wetterwendisch? Daher stammt eben die überall verdeckt hindurchscheinende ebenso lose als feine Ironie, welche der Puls der Poesie ist, die dem Knaben anvertraut werden sollte. Hier entwickeln sich alle Seiten des bunten Lebens, alle Weisen des Liedes, indem sie sich vereinigen und die einseitigen Formen erweichen. Wohl benimmt sich der Knabe auch wieder so unartig, daß er es mit dem hübschen Kinde selbst verdirbt, aber es ist doch eben ihr eigener Geist, der sie neckt, wie sie ihn neckt.

Doch wir dürfen die Hauptsache nicht vergessen, sie steht schon auf dem Titel; das Mährchen heißt der neue Paris. Zwar wollen wir nicht verschweigen, daß von den schwatzenden Staaren der eine unaufhörlich ruft: Narziß, Narziß. Wer könnte die Eitelkeit des schönen im Spiegel sich wohlgefällig bespiegelnden Kindes verkennen wollen? und was sich hier verräth, das hat es auch mit in's Leben genommen. Und doch ist diese subjective Seite seines Wesens immer wieder von den Gegenständen selbst überwunden, denn diesen wendet er in jedem entscheidenden Momente mit völliger Selbstvergessenheit, mit unbewußter Selbstverläugnung und Hingebung sein ganzes Wesen, seine ungetheilte Liebe zu: ja, er wird sich selbst zum reinen Objecte. Und darum ist er eben Narziß genannt worden, weil es diesem eben so erging. Die Wahrheit ist, daß der Gegenstand zum Subjecte gehört, und in diesem sein

Inneres findet. — Aber der andere Staar ruft immer: Paris, Paris. Denn es war ihm zwar nicht Ein Apfel anvertraut, um ihn der Schönsten zu geben; es waren ihm vielmehr drey wunderschöne Aepfel überliefert, aber nicht, um sie den schönsten Mädchen, sondern um sie den würdigsten Jünglingen zu reichen, damit sie, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollten, wie sie solche nur wünschen könnten. Doch er selbst sollte davon ausgeschlossen seyn, und es ist rührend, wie er sich kindisch darein fügt, es ist kindisch lieblich, wie er sich desto mehr an Alerten hält, die ihm dennoch auch entschlüpft, weil er gar zu boshaft und unartig ist.

Hier fragt es sich nun wieder, an welche Jünglinge er seine Aepfel vertheilt hat, und was jeder darauf für ein Loos gezogen: ob überhaupt der Knabe seine Sachen wirklich gut gemacht, sein Amt treu verwaltet, wie er diese seine Haupt-Aufgabe gelöset hat, welche er unmittelbar von Merkur im Auftrage der Götter erhalten hatte?

Nach der Sicherheit, mit welcher er sogleich den Götterboten erkennet und die Botschaft annimmt, und womit er noch zuletzt, seinem Führer gegenüber, seiner göttlichen Vollmacht sich bewußt wird, läßt sich auch hier das Beste erwarten. Sehen wir doch selbst den von der Religion angestellten Pförtner vor dem Gottgesandten niederknieen, indem sich dieser mit seiner Vollmacht ausweiset.

Freilich durfte er das Amt nicht nach eigenem Gutdünken, nicht nach seinem eigenen Gelüsten verwalten, er durfte dem äußerlich reitzenden, aber innerlich verderblichen Eigenwillen des Fleisches nicht nachgeben. Wohl hätte er gern, noch vor dem Eintritte entscheidender Ehehindernisse, dem unglücklichen Werther seine Lotte, die nun nicht seine

ist, dem liebeglühenden Eduard Ottilien, und dem Hauptmanne Eduards rechtmäßige Gattin zugetheilt, er brauchte nur den Männern die ihm anvertrauten Zauber-Aepfel zu reichen; aber er muß sich einer höhern Fügung unterwerfen, er weiß darinn die Vorsehung, in der Schranke das heilige Gesetz und seine ewige Wahrheit zu verehren, und die Hand zu küssen, welche schlägt. Andererseits sollte er auch erfahren, was an dunkeln Gefühlen, blinden Naturzügen und zwingenden Wahlverwandtschaften wahr und falsch ist, wie sie durch die Leidenschaft immer tiefer in die Natur herabgezogen werden, während sie, von einer höheren Nothwendigkeit zurückgewiesen, über die Natur hinausweisen sollten.

Vergeblich frohlocket auch Klärchen nach ihrem zu hohen Geliebten, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt; umsonst seufzt Tasso nach der schwindelnden Höhe der Prinzessin, die Blüthe seines Lebens ist schon geknickt, indem er ausruft: Ich bin mir selbst entwandt, denn sie ist's mir. Dagegen hat Wilhelm Meister zwar endlich das Königreich der Liebe gefunden; aber kaum ist er Bräutigam, so sehen wir ihn auch schon in der Entsagung auf der Wanderschaft unter den wunderlichsten Regeln und Quälereyen herumirren.

Und muß nicht Paris selbst, mit einer derben Ohrfeige ausgestattet, nach den ersten herzhaften Küssen sein kriegslustiges, niedliches Mädchen auf immer verlassen? Indessen bleibt ihm doch ihr munterer Geist, und der kräftige Kuß, und — die fühlbare Ohrfeige mit allen ihren Nachwehen, und vielen, reichen Lebensfreuden, — wiewohl er sich Angesichts der vielen Unbilden und Quälereyen des Lebens auch wieder so weit vergessen konnte,

seinem Werther noch nach 50 Jahren in das Grab nachzurufen:

Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du geboren
Gingst Du voran, und hast nicht Viel verloren!

Aber es war eben seine Aufgabe diese Unbilden zu tragen, und wie er sich in das Schicksal seiner schönen Aepfel finden mußte, so mußte er auch selbst entsagen lernen, denn ihm war kein Apfel zugefallen, und wenn auch der Knabe auf seinen Fingern zur guten Stunde die fröhliche Alerte konnte tanzen lassen, so durfte der Mann sie doch nicht mit in's Haus nehmen.

Zwar schien sich mehr als einmal ein süßes, zartes Liebesglück zu nahen, und wie auf die Dauer einzurichten, aber es kam nur, um desto ferner zu entfliehen; oder es kam auf Stunden, um Tage und Jahre damit auszufüllen. So sehen wir im Traume zarte Lichtwesen herannahen, aber indem wir die Hand ausstrecken sie zu ergreifen und festzuhalten, sind sie schon entschwunden. Wer erinnerte sich nicht des Mariagespiels, welches der Jüngling auch mitspielte? Der Handel mit Alerten war das erste Mariagespiel, aber nicht das letzte. Scherz und Spiel wurden mehr als einmal ernsthaft, aber — der Jüngling mußte weiter: es galt kein Weilen, kein Zaudern. Wohl sieht er ganz nahe am Wege ein Blümlein stehen, er sah im Leben nichts lieber, und mußte doch **vorüber gehn.**

III, 54.

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter, —
Das war mein Sinn.

Weil er weiter mußte, durfte er sich nicht zurückhalten lassen. Und wir wollen's ihm noch übel nehmen, daß er sich's nicht so bequem und behaglich im Leben gemacht, als es Andere haben? So sollten auch Gretchen, Friederike, und selbst Lilli so schnell als hold vorüberziehen, und hellen Stunden trübe und heiße Tage folgen; sie hatten gelebt und geliebet. So durfte sich auch der Dichter der Liebe erfreuen, um entbehren zu lernen; er mußte entbehren, um zur innersten Freude zu gelangen. —

Hiermit ist die höchste Aufgabe seines Lebens bezeichnet, an welche alle diejenigen nicht glauben wollen, die den leichtfertigen Freund und Feind Alertens nur von außen in guten Tagen einmal gesehen haben. Es ist die Aufgabe: der höheren Fügung sich zu unterwerfen, zu gehorchen, zu entbehren und zu entsagen, um frey zu werden, um mit dieser Unterwerfung unter das höhere Walten des Geistes die Herrschaft über das Niedrigere, über die Natur, zu erlangen. Das ganze Leben des Menschen bestehet nach seiner Bestimmung in jener Unterwerfung und in dieser Herrschaft, — in der Gegenwart und in der Zukunft, — zu warten in Geduld und in der zuversichtlichen Aussicht auf endliche Ausgleichung und Erneuerung aller Dinge.

Es gilt, dem Gesetze und dem Nothwendigen mit fröhlichem Gemüthe zu dienen, nicht allein, weil es nothwendig ist, sondern auch, weil das Nothwendige für uns das Beste ist: es gilt, unter der ruhig klaren, heiter hellen Macht des Geistes die unklare und dunkle Masse der Gefühle gefangen zu nehmen: es gilt, geduldig zu warten und freudig zu hoffen.

Das ist der innerste Grundton aller seiner Dichtun-

gen, die tiefste Wahrheit seines Strebens und Wirkens. In dieser Aussicht nimmt er auch die Verhältnisse und die Menschen, wie sie sind, und er ladet sie selbst zur offenen Tafel, in Hoffnung, daß es mit der Zeit werde besser werden. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." — Wir sitzen wirklich alle selbst an dieser offenen Tafel des Weltalls.

Und der Dichter sitzt auch mit daran, so wie er ist: er giebt sich auch schon als Knabe, wie er ist, ohne seine Gebrechen zu verhehlen. Wir sehen zwar, wie er seine erste Probe im Ganzen rühmlich und siegreich besteht: aber es geht auch nicht ohne Buße ab, er kommt nicht ungestäupt davon. Auf die Ohrfeige des Mädchens folgt zwar ein verwegner Kuß, denn der gehört dazu; aber auf den Kuß folgte auch wieder mehr als eine Ohrfeige.

Der Dichter hat auch selbst auf den ersten Theil seines Lebens geschrieben: „Kein Mensch wird ohne Prügel groß gezogen." Auch der Knabe verschweigt nicht die empfindlichen Beschämungen, die er hat erfahren müssen; und wir sehen ihn hier nicht zum letztenmale auf dem schlüpfrigen Boden des Lebens ausgleiten und fallen, um wieder aufzustehen. Wir sehen auch, wie er darüber aus seinem Paradiese vertrieben wird, wie ihn die goldenen Speere aussperren, wie die kleine Schlange darüber lacht, wie sich das Kind seiner Nacktheit zu schämen anfängt, und den Wunsch bekennet, sich wo nicht verbergen, doch verhüllen zu können.

Es wäre möglich, daß ein sittlicher oder religiöser Rigorismus in diesen Beziehungen und Anspielungen den Ernst vermißte, welcher so wichtigen, leider die gesammte Menschheit betreffenden Ereignissen allerdings gebührt. Aber

wer so richten wollte, würde ganz vergessen, mit wem er es zu thun hat; es ist ein munterer Knabe, der mit hellen Augen in die Welt hineinsieht, alle künftigen Freuden und — Leiden im rosenfarbenen Lichte der Poesie auffaßt, und in seiner Lust am Leben auch dem bevorstehenden Schmerze mit knabenhaftem „Stoizismus" entgegengeht. Die harmlose Freude an diesem knabenhaften Trotze eines frohen Muthes ist mit der Thräne der Rührung begleitet, die uns unwillkührlich das Kind ablockt, das halbunbewußt im Scherze dem künftigen Schmerze entgegeneilt, und damit spielt, — bis er trifft. So hat auch unser Knabe seine Lust und Schuld oft schwer büßen, seine Scherze theuer entgelten, und mit Wilhelm Meister noch vieles Lehrgeld bezahlen, mit so vielen Entsagenden in der Fremde lange Wanderschaft halten müssen, um nach vielen Entbehrungen, noch vielen ernst- und scherzhaften Lebensabenteuern endlich wieder heimzukehren. —

Außerdem dürfen wir aber auch nicht außer Acht lassen, daß der Knabe selbst das Pförtchen mit dem hohen Spitzbogen nicht wieder finden konnte: und wenn er dann alles anders fand, als zuvor, da konnte ihm wohl die Frage nahe liegen, ob die erste Erscheinung, oder die zweyte, die wir Wirklichkeit zu nennen pflegen, oder beides nur ein Traum gewesen, oder worinn in Beziehung auf Realität Traum und Wirklichkeit unterschieden sind. Kurz hinter der Mauer fand er das nicht wieder, was er dort gesehen hatte, was sich ihm zum heiligen Pfingstfeste daselbst offenbart hatte. Das Paradies war nicht sowohl verschlossen, als verschwunden, wie wohl er auch wieder zur rechten Stunde auf Momente freyen Eintritt gefunden haben mag. Und was er da gesehen, das hat er uns mitgetheilt, so weit

es gehen will: aber er sagt auch nichts anderes, als er empfangen hat, er lüget nie, sondern er dichtet. Schon der Knabe war den Lügen und der Verstellung abhold, und sein Leichtsinn ruhte immer auf der Basis eines tiefen, innern Ernstes.

So aufrichtig und gewissenhaft ist der Dichter, daß er seine eigene Lebensbeschreibung Wahrheit und Dichtung nennt. Damit ist zunächst gesagt, daß er für sich selbst nicht gut sagen will, denn er kann nicht dafür einstehen, und kein Mensch, kein Geschichtsforscher kann dafür stehen, daß er überall und in allen Einzelnheiten das rechte Wort und die dürre Wahrheit treffe, daß die Erinnerung niemals irre, oder Halbvergessenes verkläre. Andrerseits giebt er aber auch damit mehr und Wahreres, als die dürre Prosa, welche auf der Oberfläche des Lebens hervortritt, während im Hintergrunde die eigentliche Wahrheit, die Fülle des Gedankens versteckt liegt. Das Dritte ist, daß ohnehin das Leben eines Dichters das Leben der Poesie ist, und das Leben der Poesie kann wieder nichts anders seyn, als die Poesie des Lebens. Ist doch in jedem Menschenleben ein Göttliches, dessen Entwicklung oft verborgen oder zurückbleibt, oder mit dem Schatten vorüberziehender Wolken bedeckt wird, und dann auch wieder plötzlich hervorbricht, aber nur denen sichtlich erscheint, welche die Augen dazu haben. Diese tiefer liegende Wahrheit ist es, welche die Poesie hervorlockt, und aus jedem Individuum als dessen göttliche Mitgabe, als die eigentliche Bestimmung hervorzuheben versteht: daneben ist aber auch die Wahrheit anzuerkennen, welche das, was von jener Idee theils verwirklicht, theils nicht verwirklicht worden ist, treulich und einfältig anzeigt, denn dazu gehört auch nichts gerin-

geres als Wahrheit, nehmlich Wahrhaftigkeit mit gesunden Augen. — So wird die Portraitmahlerey durch äußere Schmeicheleyen erniedrigt und entwürdigt; aber sie wird zur Kunst erhoben, wenn sie idealisirt d. h. wenn sie die wirkliche Idee, die Seele des Individuums auffaßt, wenn sie das Unsichtbare, Unsterbliche des Einzelwesens an das Licht zieht, und die Gebrechen und Schatten zwar nicht verwischt, aber in den Hintergrund stellt, denn diese sind es, womit das Individuum hinter seiner eigenen Wahrheit zurückbleibt. Zu solcher Zeichnung gehört freylich ein aufrichtiger Sinn, ein helles Auge für Wahrheit und Dichtung; und hier ist es eben, wo der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis so vielfältig verkannt worden sind und noch verkannt werden.

Zuletzt entwickelt sich auch an dem Knabenmährchen das künftige Verhältniß des Dichters zu seinen Zeitgenossen in den verschiedensten Stellungen desselben. Die ihm miswollen, bereiten ihm manchen Verdruß; die ihn lieben und verehren, wissen nicht recht, was sie an ihm haben. Er ist Keinem ganz recht. Wenn er etwas sagt, so hält sich einer an den Buchstaben, ohne zum Worte gelangen zu können, geschweige daß er vom Worte zur Sache käme: er sucht emsig die Nische, das Pförtchen und die Nußbäume hinter der Mauer, während umgekehrt Andere alle seine Dichtungen für Lügen und Windbeuteleyen erklären, und die Poesie überhaupt nur als ein leichtes Spiel anmuthiger Unwahrheiten betrachten. Einem ist er zu prosaisch, — weil er nie auf selbstgemachten Stelzen geht, — dem Andern ist er zu gottlos, einem zu leichtfertig, dem Andern zu steif, denn er verläugnet nicht seine Ehrfurcht vor dem Bestehenden, während er es gleichzeitig fördert

und belebt, wie Keiner. Einigen gilt er als ein Götzendiener, der mit der Natur Abgötterey treibt, dem Andern umgekehrt als ein Hochverräther an der Natur, weil er sie dem Geiste und dem Gesetze, welches sie Konvenienz nennen, unterordnet.

Zu solchen unverschuldeten Misverständnissen kommt aber noch seine eigene Schuld, denn seine Alerte hat es ihm so angethan, daß er die abgewendeten Freunde auch noch zu necken, und noch mehr zu verwirren nicht unterlassen kann. Aber während er auf der einen Seite zu Zeiten sich abzuschließen genöthigt wurde, empfand er andererseits desto herber den tiefen Schmerz allein zu seyn. Je stärker der Drang nach Liebe und Mittheilung wird, je häufiger er versucht in allen Weisen und Wendungen den liebsten Freunden beyzukommen, desto empfindlicher ist die wiederkehrende Erfahrung, daß sie mit ihm in der Hauptsache nichts zu thun haben wollen, und grade seine ernstlichsten Bestrebungen für Grillen erklären. Da ist kein Ohr, welches ihn verstünde, kein Geist, der ihn begriffe.

Von Zeit zu Zeit werden einzelne Menschen zu einem neuen Umschwunge der Zeit auserwählet und ausgerüstet, sie werden berufen, auf eine Weile ihre Aufgabe allein zu vollbringen und die Kelter allein zu treten und ohne Gehülfen. Da ist Keiner, der dem aus seinen Tiefen hervorbrechenden neuen Streben Willkommen böte oder Beyfall zulächelte, keiner, der dem Arbeiter den Schweiß von der Stirne zu streichen geneigt wäre oder nach der Hitze des Tages bey sich ausruhen ließe, daß er sich erquicke, denn die Arbeit gilt als eitel nutzlose Sonderbarkeit. Die Meisten gehen gleichgültig vorüber, sie ignoriren alles, was vorgeht; Andere zürnen gar und schelten, ohne zu

wissen, wovon es sich handelt. Und so kommt zu der schweren Aufgabe des Lebens auch noch der unendliche Schmerz, mitten unter den Menschen, die alle zusammen gehören, isolirt zu seyn, und die ringende Sehnsucht nach einigen lieben Menschenseelen, die in dem Angelpunkte der Lebens-Aufgabe mit einstimmen könnten. Wie auch die neue Zeit vorrüberrausche, die Menge hört nichts von ihrem Flügelschlage: sie haben Ohren und hören nicht, und Augen ohne zu sehen. Aber je banger es dann dem Arbeiter werden will, desto mehr ist es an ihm, sich selbst nicht zu isoliren, sondern in Liebe sich immer so weit zu nähern und mitzutheilen, als es angenommen wird. Am Ende wird es doch gelingen, daß die Wahrheit durchbricht und den Menschen näher kommt.

Es ist rührend, wenn der Dichter noch als Mann in dem Kreise seiner ältesten, liebsten Jugendfreunde, der geistreichsten Menschen, das entschiedenste Gegentheil seiner innerlichsten Denkweise unbeweglich vor sich stehen lassen, und in dem gastfreisten aller Häuser am Rheine mit Wehmuth bekennen muß: „Man kann sich keinen isolirteren Menschen denken, als ich damals war „und lange Zeit blieb.“

Später hat sich das Verhältniß im Einzelnen geändert, er fand später mehr Gesellschaft, mehr Theilnahme und Verständniß auf seinem langen Lebenswege: aber im Ganzen ist es beym Alten geblieben; manche Erscheinungen nach seinem Tode haben es von neuem bewiesen: und so kann er wohl noch heute als der vielgepriesene, aber noch viel mehr verkannte Dichter gelten.

II.

Hans Sachsens poetische Sendung

nach einem alten Holzschnitte.

An der Schwelle des 16. Jahrhunderts und bis über die Mitte hinaus (1494 — 1576) findet sich unter vielen werthen Zeitgenossen und Freunden D. Martin Luthers auch ein Nürnberger Schneidersohn; es war ein Mann, der als Bürger in seiner Stadt, als Ehemann und Vater in seinem Hause, als ein frommer und froher Christ im Glauben den Mittel- und Brennpunkt alles Lebens fand. Außerdem war er zweien Gilden zugethan, seiner Profession ein Schuhmacher und zugleich der edlen Zunft der Meistersängerei angehörig, aber in seinem doppelten Berufe gleich emsig, treu und fertig; zuletzt war er Schul- und Singmeister in seiner Vaterstadt. Sein Name ist allbekannt: er war Hans Sachs geheißen.

Wie sein Handwerk, so hatte er auch den Meistergesang zunftmäßig erlernt und auf der Wanderschaft ausgebildet. Schon im zwanzigsten Jahre wagte er sich an die Ausübung seiner Kunst. In seinem Valetliede, welches er „Summa all meiner Gedichte" betitelt, singt er selbst:

Und als ich meines Alters war
Fast eben im zwanzigsten Jahr,
Thät ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülf zu dichten an.

Auch auf seiner Wanderschaft war er allein behafft
Mit herzlicher Lieb' und Gunst
Zu Meistergesang, der löblichen Kunst.

Und diese schöne Gabe hat ihn in Verbindung mit reiner Gottesfurcht und fröhlichem Vertrauen von Jugend an vor Versuchungen bewahrt, zu welchen sie Anderen gefährlich wird. Seine Erstlinge waren dem Lobe Gottes gewidmet. So blieb er fortan im Ernste und Scherze, unter allen Schwänken und Possen seines Dichtens und Lebens schlicht und schlecht, und treu und fromm. All sein Spas endet zu gutem Exempel mit weiser, ernster Lehre.

Für die ihm verliehenen Gaben preiset er selbst den Geber:

Gott sey Lob, der mir sandt herab
So mildiglich die Gottes Gab',
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann;
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und viel Frücht bringt, das wünscht Hans Sachs.

Diesen Wunsch hat der Dichter erreicht; er konnte auch um so leichter Eingang finden, als er gewöhnlich mit ergötzlichem und lustigem Wesen die Scene sogleich eröffnet.

Zu seinen trolligsten Schwänken gehört das Fastnachtsspiel, genannt Narrenschneiden. Hier schneidet der Arzt mit Hülfe seines Knechts einem Kranken aus dessen überdickem Leibe einen Narrn nach dem andern aus, und zuletzt wird auch noch das ganze festverwachsene Narrennest nicht ohne große Leibesschmerzen mit scharfen Zangen heraus gerissen, um die ganze Brut von Sünden und Thorheiten mit der Wurzel auszurotten.

Allerlei Gattung, als falsche Juristen,
Schwarzkünstler und die Alchamisten,
Finanzer, Alifanzer, und Trügner,
Schmeichler, Spotfeler und Lügner,

Undankbar, Stocknarrn und gech,
Fürwitzig, leichtfertig und frech,
Gronet und gremisch, die allzeit sorgen,
Böszahler, die doch gern borgen,
Eifrer, so hüten ihrer Frauen,
Die ohne Noth rechten und ohn Nutz bauen. —
Die hätt'st du alle noch geborn! —
Was wären das für Narren wor'n! —

Hierauf folgt die Moral:

Von dem kamen die Narren dein,
Daß dir gefiel dein Sinn allein
Und ließt deinem Eigenwillen Raum,
Hieltst dich selbert gar nit im Zaum.

Nach dieser Lection stellt denn auch der Arzt sein Rezept, und schließt mit den Worten:

Zu Pfand setz' ich euch Treu und Ehr',
Daß alsdann bei euch nimmermehr
Gemeldter Narren keiner wachs:
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Es gehöret recht eigentlich zur Fastnachtzeit, welcher das Narrenschneiden gewidmet ist, daß alle Narrheit und Thorheit ausgetrieben werde, und sollt' es durch Narrheit geschehen. Der Mensch muß nun seine letzten Thorheiten los werden, um einer ernsteren Zeit desto empfänglicher entgegen zu gehen.

Gleicher Art ist ein anderer Schwank: das Narrenbad. Dieses befindet sich in Mailand und besteht in einer sumpfigen, übelriechenden Lache, in welcher ein Arzt alle Narren so lange badet und festhält, bis sie curirt sind. Der Dichter erzählt die unterschiedenen Curen umständlich, aber es dient ihm nur zur Einleitung, um demnächst seinem geliebten Vaterlande eine gleiche Badeanstalt zu wün-

schen, weil Strafen, Lehren, Singen und Sagen mit allen übrigen Curen nichts helfen wolle.

Weil Jedem gefällt sein Weis so wohl,
So bleibt das Land der Narren voll.

In einem andern Fastnachtsspiele: der böse Rauch sehen wir einen sehr gequälten Ehemann unter der absolutesten Alleinherrschaft seiner Frau, denn diese ist es und nicht der böse Rauch, was ihn aus dem Hause treibt, er kann es selbst nicht länger verhehlen. Er hatte sich noch einmal ermannen und einen Kampf um die Herrschaft versuchen wollen: aber er hat sich damit nur eine neue schimpfliche Niederlage bereitet, so daß er nunmehro nolens volens in seine Knechtschaft sich fügt und alle Gegenwehr aufgiebt. Zum Schlusse stellt er sein klägliches Exempel allen jungen Männern zur Warnung auf, mit der guten Lehre, es im Anfange der Ehe nicht zu versehen, um das Regiment mit Bescheidenheit zu behalten, damit die süße Ehe nicht zum Joche werde,

Voll Widerwillens und Ungemachs.
Hüt' dich dafür! räth dir Hans Sachs.

Ehestandsgeschichten finden sich überhaupt aller Art. Dahin gehört auch das Kampfgespräch zwischen Jupiter und Juno, ob die Männer oder Weiber zum Regimente tauglicher seyen: item ein nützlich Rath den jungen Gesellen, so sich verheirathen wollen: ingleichen das Frauenlob, das Männerlob und der Narrenfresser, welcher feist und satt wird, während ein anderer Wanderer, der ihm begegnet, und nach Männern sucht, die das Regiment im Hause führen, ganz abgemagert ist, weil er überall vergeblich herumirrt und keinen auftreiben kann.

An des Dichters Fastnachtsspiele reihet sich das Gespräch mit der Fastnacht selbst, die er einstmals nach abgehaltenem Feste aus Nürnberg in Person abziehen sah. Er beschreibt sie als eine wohlbeleibte, üppig genährte, und rund um mit hellen Schellen behangene Person, in deren Gefolge sich auch viele Sünden befinden. Der Schluß ist wieder eine gutgemeinte Warnung für den lieben gemeinen Mann, und den vornehmen dazu, nehmlich der Rath, der Fastnacht ihre klingenden Schellen zu lassen, und alle Narrheiten mit auf den Weg zu geben, aber den Scherz nicht in Sünde zu verkehren, und die Güter des Leibes und der Seele zu Rathe zu halten, damit sie diese nicht auch mitnehme, denn sonst würden alle Fastnachtsgäste das leere Nachsehen haben, und die kurze Lust gar schwer an Leib und Seele entgelten müssen.

Mit der ehrlichsten Naivetät führt uns der Dichter ein andermal in die romantische Welt. So treuherzig als wundersam ist die Komödie von der vertriebenen Kaiserin, wie ein Kaiser sein Ehgemal mit zween neugebornen Söhnen in's Elend ausstößt und nach langer Zeit, nach bitterster Reue, unter den sonderbarsten Umständen alle drei, und zwar die Söhne als stattliche Ritter und Retter, wiederfindet. Es ist dieselbe Geschichte, auf welcher Tiecks Octavianus ruht.

Am wichtigsten ist aber vielleicht seine Komödie: Die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredet. Hier werden wir zuerst in das Haus unserer Stammältern und ihrer Kinder eingeführt, in denen wir die Art und Unart aller ihrer Kindeskinder erkennen sollen. Gott der Herr läßt durch einen Engel seinen Besuch auf den folgenden Tag ansagen, zu hören, was die Kinder gelernt

haben, auch sonst Visitation und Predigt zu halten. Und thut er's nicht unsichtbar noch bis auf den heutigen Tag? Eva sucht eiligst alles auf das würdigste einzurichten und aufzupußen, auch die Kinder zu waschen und zu kämmen. Demnächst wollen sie das ganze Haus

Verzieren auf das schönst' und beste
Für Gott und die englischen Gäste:
Sie wollen das in allen Ecken
Mit schönen grünen Maien bestecken,
Daß es wird lustig und wohl schmecken.

Aber leider zeigt sich schon hier und früher die große Ungleichheit unter den Geschwistern: Abel freut sich mit fünf Geschwistern, Kain brummt und schmäht mit fünf anderen. Denn er ist nebst seinem Anhange ohne Glauben, und er sagt es auch gleich heraus, daß er sich allein an dieses Leben halten wolle.

Wer weiß, wie es dort zu wirt gehn!

Indessen wird das Haus — es ist unser aller Stammhaus — schön und lustig geschmückt, alles ist zum Empfang bereitet. Der Hausvater stellt seine Kinder in Reih und Glied:

Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und bald der Herr tritt herein,
Neigt euch und bietet ihm die Händ'.

Da kommt auch alsbald der Herr, und Adam muß mit Entsetzen bemerken, daß sein erstgeborner Sohn, dem es nicht an Nachkommen gefehlt hat, unserm Herr-Gott den Rücken zukehrt. Dieser examinirt nun aus dem Katechismus Lutheri, über das Vaterunser, die zehn Gebote, und die drei Glaubensartikel. Abel und seinesgleichen bestehen zur Zufriedenheit, Kain und sein Anhang bringen dagegen das verkehrteste Zeug heraus, worüber sie einen

ernsten Verweis bekommen, und dem jüngern Bruder Abel zum Unterrichte übergeben werden, woraus denn im fünften Acte Neid und Mord entsteht.

Zuletzt kommt der Herold, und beschließt nach den traurigsten Scenen menschlichen Verfalls mit dem christlichen Glauben,

Wie Gott versöhnt des Menschen Fall,
Daß wir nach diesem Jammerthal
Haben mit ihm das ewig Leben,
Das Gott thut aus Genaden geben,
Da ewig Freud' uns auferwachs
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs.

Dieselbe Schlußweise wiederholt sich in den meisten Komödien. So schließt die von Pallas und Venus, wo jene die Tugend, diese die Weltlust versicht, und beide mit Tugend= und Laster=Geschichten gegen einander auftreten, mit dem Siege des Guten durch Gott.

Sein Nam', Gedächtniß würdig wachs:
Das wünscht zu Nürnberg Hans Sachs.

Auch die Komödie von dem reichen Manne, der zuletzt noch bekehrt wird, schließt nach manchem lustigen Schwank mit der ernstlichen Ermahnung:

Wirk' Buß' und kehre dich zu Gott,
Auf daß dir nach dem leiblich Tod
Dort ewigs Leben auferwachs:
Das wünschet uns allen Hans Sachs.

Ueber die Komödie von den ältesten Stammältern unsers Geschlechts, und ihren Kindern, ist schon von Anderen bemerkt worden, daß die Reden des Herrn, und die Katechisationen, die er mit den Kindern hält, in schlichter Menschensprache, zwar unwillkührlich Lächeln erregen, daß aber auch gleichzeitig dieses Lächeln in Rührung und An=

dacht übergehet, während die wohlstudirten Prachtreden, welche Klopstock und Milton dem Herrn in den Mund legen, so hoch gehalten sind, als sollten sie Gottes würdig seyn, und sind doch auch eitel Menschenlallen, welches ihn eben so wenig erreicht und doch den Anspruch darauf macht, gleich als wenn es nicht eben in der Herablassung Gottes liege, daß er unsere Sprache rede, damit wir ihn verstehen.

Ueberhaupt sind aber die biblischen Geschichten der Hauptgegenstand der Tragödien, Komödien, Mysterien, Moralitäten und Erzählungen, womit Hans Sachs sein Publikum zu ergötzen und zu belehren sucht. In einer Tragödie von Adam und Eva tritt die Schöpfung selbst in die Scene, darauf der Sündenfall und Fluch und die Austreibung aus dem Paradiese, nebst der neuen Verheißung, womit zuletzt auch der Cherub troſtreich schließt.

Der Gegenstand einer kurzen Erzählung ist der Untergang Sodoms und Gomorrahs nebst der Rettung Loths mit den Seinigen. Dieser kurze Bericht schließt mit den Worten:

> So straft denn Gott in seinem Zoren:
> Doch werden die seyn nit verloren.
> Er kann sie retten aus Gefer
> Durch Gnad': spricht Hans Sachs Schuhmacher.

In dem Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen werden an zwölf Frauen des alten Testaments, denn die weiblichen Durchlauchten sind keine anderen als Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michal, Abigail, Judith, Esther und Susanna — zwölf weibliche Tugenden gar fein und lieblich geschildert und gepriesen. (Kindergebären, Glaubenssegen, Gehorsam, Hold-

seligkeit, Geduld, Redlichkeit, Gütigkeit, Treue, Vernünftigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit.)

Durch der zwölf edlen Tugend Stamm
Erhoben wird weiblicher Nam',
Und welche Frau diese zwölf Tugend
Uebet in ihr blühend Jugend,
Der Lob wird sich im Alter mehr'n,
Auf daß ihr Nam' in hohen Ehr'n=
Gedächtniß würdig auferwachs:
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs.

Dem Ehrenspiegel der Frauen folgt ein Ehrenport der Männer, nehmlich der Ehrenport der zwölf sieghaftigen Helden des alten Testaments, aber auch ein Schandenport der zwölf Tyrannen, unter welchen Pharao obenan steht und König Antiochus den Schluß macht. Auch hier bleibt die Nutzanwendung nicht aus, denn alle zwölf Tyrannen hat der gerichtet, dem allein das Gericht zusteht.

Ihre G'walt zerschmilzt dann wie das Wachs:
Das wünscht zu Nürnberg Hans Sachs.

Ergötzlich ist auch die Legende von St. Peter mit der Gais: sie kann als eine Vorbereitung auf Göthe's Legende von St. Peter und dem Hufeisen angesehn werden. Auch dort finden wir den Herrn, wie er noch sehr gering auf der Erde ging und Petrus mit ihm wandert. Da der Herr so mild und langmüthig ist, so wagt eines Tages der feurige Jünger etwas darauf, und zwar nichts geringeres, als eine scharfe Kritik des göttlichen Weltregiments: er bekennet offen, daß er sich über die Maasen wundern müsse, wie doch sein Herr und Meister alles so gehen lassen könne, wie es eben gehe, ob er wohl Gott und

allmächtig sey, und dem Bösen mit einemmale zu steuern vermöge. Wir kennen schon sonst den Jünger, der nach seiner Natur immer mit Feuer und Schwerdt bei der Hand ist, um alles Unrecht mit der Wurzel auszurotten. Aber der Herr kannte ihn noch besser: er erwiedert ihm sanft eins und das andere, mehr in Fragen als in Antworten. Darüber rückt Petrus immer dreister hervor, und erklärt gradezu, daß er es allerdings selbst besser zu machen und alles Unheil mit seinem unseligen Gefolge gründlich zu heben sich getraue, wenn er nur die Macht dazu hätte. Darauf übergiebt ihm der Herr auf einen Tag sein ganzes Regiment und reicht ihm seinen Stab: der Jünger ist dreist genug, die göttliche Allmacht anzunehmen, indem er sie mit seiner eigenen, besseren Weisheit und Kritik schon zu handhaben hofft. Da hat er nun die übergroße Macht des Weltregiments mit allen Insignien, und zum Gebrauche derselben, zur Leitung und Bestimmung der kolossalen Kraft sein arm schwach Bischen Menschenvernunft nebst seinem kritischen Bemühn. Derweil kommt des Weges ein armes Weib, ihre einzige Gais auf die Weide zu entlassen, sie muß in ihr Haus zurück, sie kann die Gais nicht selbst hüten, so befiehlt sie ihren Reichthum in den Schutz und die Hut Gottes. Hier muß sich nun Petrus sogleich anschicken, statt des Herrn, dessen Amt er verwaltet, das Gebet der Wittwe zu erhören, worüber er denn diesen ganzen Tag über, weil die ihm verliehene göttliche Macht nur von seiner eigenen Weisheit regiert wird, mit der einzigen Gais so viel zu thun und zu regieren bekommt, daß er darüber alles Andere vergißt und heilfroh ist, als er am Abend, müd' und matt, wie er ist, seines beschwerlichen Regiments wieder enthoben wird.

Petrus sprach: Lieber Herre mein,
Nemb wieder hin den Stabe dein,
Und dein G'walt: ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk', daß meine Weisheit kaum döcht,
Daß ich eine Gais regieren möcht,
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nit mehr reden ein.
Der Herr sprach: Petre, das selb thu,
So lebest du fort mit stiller Ruh,
Und vertrau' mir in meine Händ'
Das allmächtig Welt-Regiment.

Von allen übrigen Gedichten des Nürnberger Schusters — es sind ihrer an Sprüchen, Psalmen, Schwänken, Fabeln, Parabeln, Allegorieen, Komödien und Tragödien 6048 — und wie viele tausend Paar Schuhe mögen noch hinzu kommen, nach denen wir nicht mehr fragen? fragen wir doch selbst noch wenig nach seinen Dichtungen — von allen diesen mannichfachen Dichtweisen sey hier nur noch eines geistlichen Liedes gedacht, welches auch in alten Gesangbüchern zu finden, und zum Theil noch bekannt ist. Es ist das Lied:

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Und kümmerst dich, und trägest Schmerz
Um eitel zeitlich Gut?

Es war im Jahre 1552, da der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der Alcibiades dieses Fürstenhauses, die liebe Stadt Nürnberg heimsuchte und sechs Wochen lang hart belagerte, während Churfürst Moritz von Sachsen gegen den Kaiser bis Passau vorrückte. In Nürnberg kam zu den Kriegsdrangsalen Theurung und Pest: für einen Schuhmacher war die Zeit doppelt schwer. In dieser Noth ist jenes Lied entstanden, der Dichter war

damals 61 Jahr alt. Das einfältige Lied hat vielleicht mehr gefruchtet, als seine geistreichsten Poesieen: es findet auch um so mehr Eingang, als es eben in der Noth ergriffen zu werden pflegt, welche die Herzen zum Voraus öffnet. Vor Zeiten nannte man es: „Alter Leute Trost:" aber wenn es Momente giebt, wo auch junge Leute Trost brauchen, so werden sie ihn in dem alten Kernliede nicht vergeblich suchen. Sein Inhalt ist „aller Leute Trost." Wir wissen, daß es erst in kleineren Kreisen, später auch in der Kirche zu großer Erbauung gebetet und gesungen worden ist. Seelsorger älterer Zeit bezeugen, „daß nach den Kraftsprüchen heiliger, göttlicher Schrift betrübte, niedergeschlagene, kleingläubige, geängstete und fast verzagende Herzen Nichts mehr getröstet, aufgerichtet und gestärkt habe, als das güldene Liedeswort:

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nit,
Du väterliches Herz.

Es wird berichtet, daß das jüngste Söhnlein eines Nürnberger Predigers mit Thränen des Schmerzes seinen sterbenden Vater noch um ein Sprüchlein zum Geleite auf seinen Lebensweg gebeten, weil es nun verwaiset und verlassen allein durch die Welt gehen solle: worauf der Vater sein Kind gesegnet mit den Worten jenes Liedes:

Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß gar wohl was Dir gebricht,
Himmel und Erd' ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Noth.

Die Glaubensmacht dieses schlichten, zum Theil sehr holprigen Liedes wird unfehlbar auch durch die darinn enthaltene Erinnerung an eine Reihe erbaulicher Geschichten

aus der Bibel verstärkt. Wie schnell es sich ausgebreitet hat, bezeuget ein Traum Herzog Johann Wilhelms zu Sachsen-Weimar, der ihn kurz vor seinem Tode († 1573) erquickte und auf seinen Befehl aufgezeichnet worden ist. Im Traume hörte der Fürst das ganze liebe Lied von Vers zu Vers in den lieblichsten Melodieen singen, wovon er ganz entzückt wurde. Daran schloß sich eine köstliche Musik, in der nach und nach alle Instrumente zum Lobe Gottes harmonisch sich vereinigten und immer lauter und lauter zusammen klangen. Der Traum schloß mit der Erscheinung eines Engels, auf dessen Lichtgewande die Worte standen: „Vertraue Gott, der wird dir helfen, und dich zur Ruhe bringen.“

Auch der Landgraf Philipp von Hessen wies mannichfache versucherische Versprechungen, die ihn von dem Bekenntniße dts Evangeliums abwendig machen sollten, mit den Liedesworten zurück:

Alles was ist auf dieser Welt,
Es sey Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut,
Das währet nur eine kleine Zeit
Und hilft doch nicht zur Seligkeit.

Es war eine bewegte und gesegnete Zeit, in welcher Hans Sachs seine Lieder sang. Wie viel seine volksmäßige Poesie zur Bildung des Volkes, zur Bekanntschaft mit den biblischen Geschichten, zum Unterrichte in den einfachen Thatsachen des Evangeliums beigetragen habe, ist nicht zu berechnen. Seine Schriften verbreiteten sich pfeilgeschwind über Deutschland; und Nürnberg war recht der Ort, von dem aus sie leicht vertrieben werden konnten. Sie erschienen zum großen Theile einzeln als Flugschriften

mit feinen Holzschnitten, und als zierliche Bilderbogen mit Text im größten Formate.*) Auf den Jahrmärkten wurden sie für wenige Kreutzer feil geboten, von Bürger und Bauer gekauft, und an die Stubenthüren und Wände der Wohnzimmer geheftet, wo sie nicht blos zur Zierde, sondern auch zum Unterrichte, zum Sittenspiegel, zum Haussegen dienten. „Der liebe gemeine Mann soll besser werden davon." — So wirkten damals die Bilder- und Bücher-Buden der Jahrmärkte: sie enthalten überhaupt ein energisches Mittel, die Leselust des Volks zu dessen eigenem Besten zu benutzen, nur daß es an ergötzlichen Schwänken und Späsen nicht fehlen darf. Denn wer mag sein täglich Brod ohne Salz essen und ohne Scherz leben?

So wurde damals die Ausbreitung des Guten äußerlich befördert. Aber was war es eigentlich, das die Saiten des Meisters so mächtig rührte, daß sie durch ganz Deutschland laut erklangen? Auf diese Frage antwortet jedes Blatt der alten Lieder. Es war die grund- und endlose Liebe Gottes, die des Sängers Herz tief innerlich getroffen hatte. Aus ihr erwuchs seine Liebe zu Gott und allen Menschen, seine rastlose Thätigkeit zu rathen und zu helfen und zu bessern, und die dringende Lust sich mitzutheilen, sein volles Herz auszuschütten, und in schlichter Poesie die Wahrheit zu sagen.

Hans Sachs ward 82 Jahr alt: in seinen letzten Lebensjahren nahmen seine Leibeskräfte so ab, daß er zuletzt

---

*) Ueberbleibsel dieser Nürnberger Bogen haben sich noch jetzt erhalten, nicht allein einzelne Exemplare, sondern auch Platten und Formschnitte. Proben davon hat R. Z. Becker in Gotha im Jahr 1821 unter dem Titel: „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit" herausgegeben.

still und stumm, nur mit der Bibel und seinen Gedanken Zwiesprache pflegend, den ganzen Tag an seinem Tische sitzen blieb. Sprechen konnte er nicht mehr, aber wer ihn anredete, oder sein alt lieblich Angesicht anschaute, dem sah er ernst und liebreich in's Gesicht, doch ohne Worte.

Saget nichts, sondern thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn sein Haupt schwach. —
So verschied er gemach.

So viel zur Kenntniß des alten Meistersängers, der erst in unserer Zeit nach langer Verachtung und schnöder Verunglimpfung wieder zu Ehren gekommen ist.

Derselbe Dichter, der Ulrich Huttens Denkmal und Ehrengedächtniß gestiftet, der Angesichts des hohen Münsters zu Straßburg den Manen Erwins von Steinbach einen unsterblichen Hymnus gesungen, derselbe, der in einem einfachen Knabenmährchen seine eigene Dichter-Weihe nach der Wahrheit berichtet, der hat auch Hans Sachsens, des deutschen Meistersängers, poetische Berufung nach einem alten Holzschnitte in des alten Meisters eigner Weise und Sprache erklärt; und wer könnt' auch den werthen Meistersänger, wie er leibte und lebte, lebendiger vergegenwärtigen, als der Dichter, der selbst aus deutscher Art und Kunst hervorgegangen ist, wen könnten wir über den Meister lieber hören, als den Meister, auf dessen Zaubersaiten-Ruf verklungene Jahrhunderte flugs heraufsteigen, und noch einmal ihren Umgang halten?

* * *

XIII, 125.

Wie in jenem Mährchen der Knabe, als ein neuer Paris, in seinen neuen schönen Pfingstkleidern erscheint, von denen er schon die ganze Nacht vorher geträumt hatte, so tritt hier ein junger Schuhmacher, als Gesell des Meistergesangs, im Sonntagskleide auf.

Das schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feyerwams er trägt.

Und wie sollt' es auch anders seyn? es gilt heute einen Festtag, — ein Fest der Weihe für das ganze Leben und drüber hinaus.

Es war auch Sonntag, frisch früh, wo die eiserne Arbeit der sechs Werktage ruht, und der höhere Lebensberuf die goldenen Schwingen regt, die folgende Woche einzuweihen und zu verklären, und frischen Muth anzuregen.

Aber wir können Zeit und Stunde noch näher bezeichnen; es schienen eben die ersten Strahlen der Frühlingssonne: da schlug dem Nürnberger Junggesellen die Stunde seiner Weihe Sonntags vor der Kirche in der Fastenzeit; wogegen der Frankfurter Dichterknabe, der hier seinen Vorgänger besingt, den eigentlichen Actus seiner Introduction am Pfingstsonntage nach beiden Kirchen erlebte.

Aber auch in Nürnberg läßt der Sonntag den Feiernden nicht zur Ruhe kommen, denn die Ruhe selbst gebiert neue Arbeit.

Des Jünglings Herz ist übervoll, er weiß nicht, wo es hinaus will: der Drang nach Mittheilung brennet und treibet ihn; er fühlt an seinen Gaben, wozu er da ist, er möchte geben, was er hat, aber wie soll er's anfangen?

Noch ist er Gesell, aber er soll Meister werden: die Musen haben es beschlossen.

Da erscheinet zuerst:

die Wahrheit,

denn Dichtung und Wahrheit sind Zwillingsschwestern. Aechte Dichtung ist wahrhaftig und wahr, und lebendige Wahrheit ist poetisch. Nichts ist weniger wahr als dürre Prosa; nichts ist weniger wirklich, als die Wirklichkeit, welche die schlechten Prosaisten sehen, so wie nichts weniger poetisch ist, als was die unberufenen Dichter so nennen. —

Wo aber Wahrheit und Lauterkeit ist, da wohnet auch die Frömmigkeit und Ehrlichkeit, die Treue und die Aufrichtigkeit, welche das Gute gut und das Böse schlechtweg böse nennet, da wohnet die Einfalt und die Rechtfertigkeit, welche die Welt sieht, wie sie ist, und auch so im Spiegel zeiget, wie sie ist.

Nichts verzierlicht, und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt.

Darum weiß diese Frauensperson gar Vielerlei nach der Wahrheit aus dem Buche der Natur und Menschenwelt zu singen und zu sagen: darum ist sie unter den Musen Polyhymnia geheißen. Und wie jener Knabe sogleich den Götterboten erkennet, der ihm die göttliche Sendung überbringt, so meinet auch der Schuhmachergeselle, er hätte sie schon längst gesehn, wie sie ist, so gut und schön. Bald kennt er nun das junge Weib mit dem Maasstabe in der Hand, — um Maas zu halten, um alles Zucht- und Maaslose zu wehren und zu bedingen, — mit dem lichten Tagesglanze ihrer großen Augen, — um nicht schwarz und fehl zu sehen, — mit dem goldnen Bande zum Gürtel nach Art reichsbürgerlicher Frauen, —

denn sie hält sich an die ehrbare Sitte ihrer Zeit, ihres Orts, und ihres Standes — und mit dem Kornährenkranze auf dem Haupte, dem redlichen Fleiße zum Lohne, — denn auf deutschem Boden wachsen weder Lorbeeren noch Myrthen. —

Das ist die Wegweiserin, welche zunächst für das, was da ist und vor Augen liegt, für die Gegenwart die Augen öffnet und stärket: es ist ein lieblich junges Weib, welches die Natur und die Menschenwelt erkennen lehrt, und wie ein Buch aufschlägt und erklärt, wie einen Zauberkasten vorüber führet, um hinter dem verwirrenden Scheine des vorüberrauschenden Weltlaufs das alles aufklärende Licht der ewigen Wahrheit ahnden zu lassen, aber auch den Sänger davor sicher zu stellen, daß er nicht selbst mit fortgerissen werde.

Darauf erscheint als Lehrerin der Vergangenheit

die Geschichte,

mit Sagen und Fabeln im Gefolge, und voran steht die heilige Geschichte mit Bibel, Katechismus und Legenden. Es ist ein alt, ehrwürdig Weiblein, die aus uralter Ueberlieferung viel zu lehren und zu erzählen hat. Bei den Griechen war sie Klio geheißen: unter ihrem Gefolge sind Kalliope und Melpomene die einzigen, die mit Namen zu nennen sind: die Begleitung hat sich seitdem vermehrt.

Aber es wird auch fast zu viel für ein junges Blut, das eben von dem Werkstuhle aufgestanden ist: die bunte Masse der Gegenstände und Gedanken muß den Jünger übernehmen. Da hört er's hinter seinem Rücken mit Klappern und Schellen spuken; schon sitzt ihm der Schalk im Nacken, er hatte lange hinter dem Berge gehalten, aber

nun bricht er hervor, es sticht ihn gar der Narr, und flugs meldet sich

die Narrheit selbst,

den herben Ernst des Lebens durch Scherz zu mildern, und die Sorgen zu bannen, die dem Menschen nicht frommen. Ihr liegt es ob, alle erbärmlich winselnden Klagen in kräftigen Spott und muthigen Schwank aufzulösen.

Sie zeigt sich brav, sie zeigt sich musterhaft,
Läßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt es wohl, nicht ohne Narrheit hören.

Narrheit thut hier die Dienste, welche in weiterer Entwicklung Alerte versieht, der die Ironie anvertraut ist. In ihre Sphäre gehört von den griechischen Musen, welche eigentlich das Fest zu bereiten scheinen, Thalia, Euterpe und Terpsichore, die lachende, spielende, und tanzende, aber im Nürnberger Kostum. — Doch ist der Spott und Muthwille mit allem seinem Gelächter nicht böse gemeint: es geschieht in der Hoffnung, daß es werde besser werden, denn auf den Grund besehen ruhet alle Narrheit mit ihren Scherzen und Spöttereyen, bewußt oder unbewußt, auf der Klugheit, nehmlich auf der Einsicht, daß auch das tollste Weltwirrwesen am Ende ein Ende finden müsse, und zuletzt zur Zufriedenheit sich entwirren werde.

Für dießmal muß aber die lustige Person mit ihrem Schwank und Narretheiden ziemlich schnell vorüberziehen. Scheint doch überhaupt zu ihrem lustigen Wesen die Flüchtigkeit, die unfaßliche Kürze so eigends zu gehören, als die Narrheit selbst.

Auf die ausgelassene, aber kurze Freude des Römischen Carnevals, so wie auf alle Fastnachtslustbarkeiten,

folget alsbald und regelmäßig Aschermittwochen mit seiner ganzen tiefen Bedeutung, nicht um uns traurig zu machen, noch weniger um uns traurig zu lassen, sondern desto nachhaltiger an den Ernst des Lebens zu erinnern. Die höchsten, feinsten Spitzen irdischer Glückseligkeit sind so flüchtig, wie die rennenden Pferde, die im Corso vorüberfliegen, und kaum erschienen auch schon verschwunden sind; ja, die heiterste Lust scheut sich nicht, an den Ernst sich heran zu drängen, um in seiner Nähe mit der Gefahr auch den Genuß zu erhöhen.

So lautet fast wörtlich die Aschermittwochbetrachtung hinter dem Römischen Carneval. So heißt es auch zur Kölner Fastnachts-Mummenschanz:

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sey dem flüchtgen Rausch Gewinn.

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Thorheit Vollgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb' und Pflicht.

Bis jetzt sind nach und nach in drei unterschiedenen Erscheinungen oder Gesichten die wichtigsten Vorbereitungen zur Weihe, die nothwendigsten Lebenselemente zur Kunst herangekommen, Wahrheit und Dichtung, Gegenwart und Vergangenheit, Religion und Welt und Natur, Ernst und Scherz. Nun aber erscheint
die Muse selbst,
es ist Urania, die hohe: ja, sie ist wie ein Bild
unsrer lieben Frauen,
so heilig anzuschauen.

Sie kommt von Oben herab, darum muß sie sich schon

bequemen, zum Oberfenster hereinzusteigen, um desto handgreiflicher anzuzeigen, woher sie kommt. Es ist damit nicht allein die Herablassung zu der niedern Werkstatt eines armen Schuhmachers, sondern auch die naive Unbehülflichkeit, so wie die gesunde Geradheit und Derbheit der Kunst in ihrer Kindheit meisterlich gezeichnet. Es ist auch nicht zu vergessen, daß es die lustige Person war, welche so eben mit klingendem Schellenspiele lachend ihren Abzug nahm; sie spielt uns noch zuletzt mit dem Oberfenster einen kleinen Streich, daß wir mitten in der feierlich ernsten Handlung, die sich vor unseren Augen eröffnet, unwillkührlich hinter ihr drein lachen müssen. Die Feierlichkeit selbst ändert aber bald die Stimmung des für so viele entgegengesetzte Eindrücke empfänglichen Herzens: denn die Muse erscheint, den Auserwählten zum Meister zu weihen, zu segnen und zu heiligen. Es ist wohl zu merken, daß sie nicht allein erscheinet: sie nimmt noch andere Hülfe in Anspruch, ihren Liebling auszustatten: darauf deutet alles, was vorausging und was nachfolget. Sie ist es zwar, die den Dichter weihet und begleitet; allein zur Leitung bedarf er der Wirklichkeit und der Ueberlieferung, wie sie vor ihm lieget, eines aufmerksamen, treuen, hellen Auges, das sie erkennt und anerkennet, eines kräftigen, muntern, fröhlichen Gemüthes, das seine Last zu tragen weiß, damit er nicht im Schmachten nach dem Fernen oder Verlorenen, in der Jagd nach Hirngespinsten, in Sehnsucht nach dem Ungenannten, Unsagbaren und Unerreichbaren, in Mismuth gegen das, was da ist, kümmerlich verkomme.

Dem Dichter, der in Zauberkreisen wandelt,
Der in dem Reiche süßer Träume schwebt,

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Dem frommt vor allen Wirkliches,
Zu holden Früchten wirklich wahrer Liebe.

Auf diese tiefe Wahrheit beziehet sich noch die letzte Herzensergießung des jüngst verschiedenen greisen Dichters an junge Dichter, er beschließt und krönet sie selbst mit dem Reimworte:

Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Urania winket dem Dichter und begleitet ihn; ihr ist der Geist zugewendet, aber der Sinn, den sie belebt, gehört dem Gegenstande, der ihn befruchtet und leitet, indem er sich in ihn versenkt: so wird der Dichter gegenständlich.

So weiset die Muse auch hier nach vollbrachter Weihe unter Segenswünschen auf ihr Gefolge: der Musen sind neun. Noch fehlte Erato, „die der Liebenden Glück singt."

Jetzt kommt aber zur Gegenwart und Vergangenheit auch die Zukunft mit ihren reichen, noch unbekannten Schätzen, und

mit der Hoffnung auch die Liebe.

Es ist keine ohne die andere: die Liebe ist Eins mit der Hoffnung. Wir lieben alle in Hoffnung, in der Hoffnung immer mehr zu lieben, denn was ist die Liebe, wenn sie nicht immer mehr, aber immer ganz, immer recht liebt? wer nun irgend ein Wesen ganz liebt und recht liebt, möchte gerne Alle ohne Ausnahme lieben, und wie kann er's anders, als in der Hoffnung daß das, was an ihnen etwa nicht zu lieben ist, endlich sein Ende finden, und

in jedem Wesen das Gute, als der Funke Gottes, den Sieg behalten werde?

Hiermit ist die Hoffnung auf die Zukunft gerichtet, welche die Zeit ergänzt, indem zur Gegenwart und Vergangenheit das dritte Glied kommt, welches die Lücke ausfüllt, die jene in jedem Herzen lassen.

Zu der jungen, heitern Frau und zu dem alten, weißen Mütterchen kommt nun auch ein holdes Mägdelein.

Sie sitzet in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt.

Was sie dränget, ist die Liebe, welche nicht allein die vorhin getrennten Wesen verbindet und ganz macht, sondern auch die Zeiten in der Gegenwart vereinigt, so daß mit der Vergangenheit das süße Jugendglück zurückkehrt, und die Zukunft im Traume vorausgeschmeckt wird.

Es ist aber die Liebe, welche hier ist und im Hause erblühet, um zum Himmel zu steigen, wie sie vom Himmel kommt. Hier ist der Heerd, wo die Flamme Grund fasset und Nahrung erhält, um sich aus dem Hause und dem engumzäunten Garten dahinter nach allen Seiten auszubreiten: denn alle wahre Liebe hängt gliedlich zusammen, aus einer Liebe quillt die andere.

Wieder ist die Liebe Freude, und volle Wonn' und Seligkeit, und die Freude ist wieder nicht ohne Scherz und Kurzweil. Was sich liebt, das neckt sich. Auch hier sehen wir sie

Mit Necken und manchen Schelmereien
Bald plagen und nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt.

So weit Sängers Erdenwallen: er hat darüber selbst in seinem köstlichen Valetliede Rechnung abgelegt.

Darauf folgt in kurzen, schlichten Worten Sängers Apotheose: es ist:

Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt:

während jener Lorbeerkranz, der allzu früh in Belriguardo's Gärten des Dichters Stirn umwand, ein reiches, schönes Menschenleben zu trüben und verwirren beitrug. Hier aber wird das Verdienst, an dem sich die Mitwelt so harmlos erfreut hatte, als es selbst war, erst von der spätern Nachwelt zu seinen Ehren erhoben.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam, als er lebte:
Die gute That, das schöne Wort
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte.

Die aber dennoch solches Verdienst verkennen, und den Dichter mit seinen schlichten Liedern verachten, werden von der Nachwelt selbst als Profane verbannt. Und so ist mit der Dichterkrönung noch zuletzt eine gar gestrenge Verbannung verbunden; doch bleibt den Landesverwiesenen Sprach- und Preßfreiheit, denn sie kommen im Froschpfuhle zusammen, dessen Bewohner in ihrem Elemente am lautesten sind.

Ob sie der Pfuhl auch bedeckt, auch bedeckt noch schwatzen sie kecklich;

bis sie etwa zuletzt, wer weiß, wann? freiwillig verstummen und andere Lieder anstimmen,

Weil Zank und Hader wirrevoll
In Frieden sich entwirren soll.

III.

Wilhelm Meisters Lehrbrief.

„Jene allgemeine, geheimnißreiche Sprüche sind nicht aus der „Luft gegriffen; freilich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, „der sich keiner Erfahrung dabei erinnert.“

I.

Von der Kunst.

G. W. l. H. XX, 125. flg.

„Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das „Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig.“*)

Sobald der Mensch zur Besinnung kommt, kann ihm nichts so sehr auffallen, als das Mißverhältniß zwischen der großen Aufgabe des Lebens und der kleinen Frist desselben, oder zwischen dem, was er zu thun und was er zu leben hat. Kurz ist der Tag, wo du wirken

---

*) Ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρή, ὁ δὲ καιρὸς ὀξύς, ἡ δὲ πεῖρα σφαλερή, ἡ δὲ κρίσις χαλεπή. So schreibt Hippokrates. Die Weisen fügen der Kürze des Lebens die Länge der Kunst, der Zeit die Ewigkeit hinzu. Aber die Thoren bleiben bey der Kürze des Lebens stehen, indem sie den Nachsatz weglassen. — Darum lesen wir in der Weisheit Salomonis: „So sprechen und vernünfteln bei „sich selbst die Thoren: Es ist ein kurzes und mühseliges Ding um un„ser Leben ꝛc. ὀλίγος ἐστὶ καὶ λυπηρὸς ὁ βίος ἡμῶν etc. Aber „sie fehlen, und ihre Bosheit hat sie verblendet, daß sie Gottes Heim„lichkeiten nicht erkennen, καὶ οὐκ ἔγνωσαν μυστήρια Θεοῦ. Denn

kannst; aber was du zu wirken hast, ist lang, so lang als die Nacht, da Niemand wirken kann.

Um dieses Mißverhältniß auszugleichen, entsteht die Frage, ob etwa die Kürze des Lebens der Länge der Kunst gleich zu machen sey, indem jenem durch Fülle die Länge dieser verschafft würde, oder ob die lange Kunst dem kurzen Leben angemessen werden könne, indem dem unbestimmten und mithin unendlichen Können durch naturgemäße Bestimmung und Beschränkung Maaß und Kürze gegeben würde. Beide Weisen der Ausgleichung fallen jedoch in so fern in Eins zusammen, als gerade durch diese Beschränkung und Bestimmung jene Fülle zu erlangen seyn würde.

Indessen wird unter solchen Betrachtungen und Versuchen jenes Mißverhältniß nur noch schneidender, indem wir uns nicht verhehlen können, daß mitten unter solchen Proben und Vorbereitungen von der kurzen Lebensfrist ein nahmhafter Theil vorüber und verloren geht. Jeder Versuch ist unsicher, weil es schwierig ist, sich über seine

---

„Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben, und hat ihn „gemacht zum Bilde seines eigenen Wesens; aber durch des Teufels „Neid ist der Tod in die Welt gekommen, und die seines Theils sind, „versuchen ihn.“ In Faust nennt einmal Wagner, das anderemal Mephistopheles das Leben kurz und die Kunst lang.

In Novalis Schriften **II, 216** finden wir denselben Text auf andere Weise abgehandelt, und in anderen Gegensätzen aufgefaßt:
„Das Leben ist sehr kurz.
„Mir kommt es sehr lang vor.
„Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz seyn sollte. ꝛc.
„Mäßigen Sie das allzu schnelle Strömen — durch Nachdenken.
„Beschleunigen Sie den trägen Fortschritt — durch regelmäßige Thä„tigkeit.“ Eine bestimmte, geordnete Thätigkeit macht das lange, langsame Leben kurz und schnell; klares Bewußtseyn macht das kurze Leben lang. Wäre ich nur immer meiner vollkommen bewußt gewesen, so würde was hinter mir liegt nicht so kurz und bedeutungslos, und nicht so fremd und dunkel erscheinen; wäre ich nur auf die rechte Weise thätig, so würde was vor mir liegt nicht zu kurz seyn.

eigenste Bestimmung zu bestimmen, über seinen ausschließlichen Lebensberuf sich zu entscheiden, wozu nichts geringeres gehört, als über sich selbst zum Urtheile zu kommen. Das Urtheil ist es, wodurch der Mensch über sich und die Welt aufgeklärt werden kann, „es frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit;“ aber es ist schwierig. Ueber das Suchen entrinnt die beste Zeit, oder das ganze Leben, ohne daß der Mensch erkennt, wozu er gesandt ist. Darum ist der Versuch gefahrvoll, denn die Zeit ist vergänglich und die Gelegenheit ist flüchtig.

Die Gelegenheit ist es aber, an der das Urtheil zu fassen und fest zu halten wäre. An der Gelegenheit ist alles gelegen; sie ist der geistige Kern der konkreten Erfahrung, wodurch das Urtheil erfüllt, und hiermit selbst konkret, synthetisch wird, sie ist das lebendige Moment der Wirklichkeit, das Bestimmte und Bestimmende, und somit der springende Punkt, an dem du deinen Beruf, und in diesem dich selbst, dein Verhältniß zur Welt und in diesem die Welt selbst finden und erkennen lernen kannst. Aber die Gelegenheit ist kaum gegeben, so ist sie auch wieder verschwunden; und wenn sie wieder kommt, erscheint sie in anderer Gestalt. Darum ist nichts leichter, als die Gelegenheit zu übersehen und entschlüpfen zu lassen, da zumal nichts unbedeutender zu seyn scheint, als gerade die Gelegenheit. *)

---

*) Wie das Gelegenheitsgedicht „die erste und ächteste aller Dichtarten ist,“ so ist es überhaupt die Gelegenheit, an der jede Kunst und Wissenschaft lebendig und wirksam, und somit wirklich wird. Gleichwohl ist in der Wissenschaft von den sogenannten Theoretikern Praxis und Kasuistik so verschrien worden, wie in der Poesie von den sogenannten Aesthetikern das Gelegenheitsgedicht verachtet wird. Andere drehen die Meinung um, und fallen in das andere Extrem, ohne

„Handeln ist leicht, Denken schwer: nach dem „Gedanken handeln unbequem.“

So schwierig es ist seine Bestimmung zu finden, so leicht ist unbestimmte Thätigkeit. Aber es ist damit nicht abgethan, daß du frisch weg handelst, und auf das Gerathewohl die Hände rührst. *) Handeln! Handeln! schreien am meisten diejenigen, die nie zu einem Urtheile über das Handeln kommen, und bei denen es mit dem Denken nicht fort will. **) Handeln ist leicht, in so fern es nichts ist, als daß das Subjekt zum Objekt wird, und in dieses übergeht, in dieses bewußtlos sich versenkt. Dieses Handeln ist gerade das Gegentheil wahrhafter Thätigkeit, reines Leiden. Zu lebendiger Thätigkeit gehört Bewußtseyn, Verständniß zwischen Subjekt und Objekt, Denken; aber Denken ist schwer, denn es hat das übermächtige Objekt zu bewältigen, dem das leichtfertige Handeln sich preiß giebt.

Ist nun schon das Denken schwer, so wird es vollends unbequem, bis zur völligen Ineinsbildung des Denkens und Handelns zu gelangen. Es ist das Höchste, wenn der Gedanke thätig wird, und hiermit seiner Subjektivität sich entäußert, und dieses Höchste ist die Kunst; aber es ist unbequem, weil zunächst Gedanke und Hand-

---

damit gebessert zu seyn. „Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün „des Lebens goldner Baum.“ Göthe's Werke. St. und T. XIX, 295. Alles Leben beruhet auf der Wechseldurchdringung des Allgemeinen und Besonderen.

*) Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh. —

**) Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. S. 18. 19.

lung den abstrakten Gegensatz bilden. Das Wesen dieses Gegensatzes besteht nicht bloß in der Innerlichkeit und Subjektivität des Gedankens und in der Aeußerlichkeit und Objektivität der Handlung, sondern hiermit auch darin, daß jener das Unendliche sucht, die Handlung hingegen erheischt Beschränkung. Das bloße Denken bringt es bloß zum Können, das Können wird erst durch Thun zur Kunst, aber Thun fordert Beschränkung. Wer alles auf einmal denken und thun will, leistet nichts.

„Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist „der Platz der Erwartung.“

Aber wenn auch im Fortgange diese Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten sich nicht verläugnen lassen, so ist doch aller Anfang leicht und heiter. *) Was ihn erleichtert und erheitert, ist die Hoffnung fröhlicher Entwickelung, und die weite Aussicht in die unbekannten, und mithin lockenden Gefilde, die er zu eröffnen verspricht. In so fern ist die Schwelle, die der Anfänger betritt, die Stelle der Erwartung; aber die Erwartung ist noch unbestimmt, und was kommen wird, unbekannt. Wenn daher aller Anfang in so fern schwer genannt wird, weil er, als der entfernteste Punkt vom Ziele, noch am meisten zu thun hat, und kaum den alleräußersten Schleier des Geheimnisses zu heben vermag, so ist er doch eben deßhalb heiter, wie die Jugend, weil er die meisten Hoffnungen vor sich

*) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erste Redaction. In Göthe's Werken. Wien. XXVI, 64. „Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil Alles so leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: Aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen.“ G. W. l. H. XXI, 50.

hat. Aber eben durch seine Heiterkeit pflegt der Anfang leicht zu täuschen.

„Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt „ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn."

Der erste, beste Blick in die Welt erregt Staunen, *) denn überall, wo wir hin sehen und eingreifen, eröffnet sich ein unendlicher Reichthum, und aus dem kleinsten Punkte strömt eine unübersehliche Welt. Ueberall tritt uns das Geheimniß und das Wunder entgegen; und wie und wo sich der Weltgeist offenbaret, da behält er auch ein Geheimniß zurück; indem er überall sichtbar wird, bleibt überall wie hinter der Decke Mosis das Unsichtbare verschleiert. „Du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt „nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt."

Unter solchen Anregungen zur Verwunderung, welche den Menschen mit dem ersten Eintritte in die Welt begleiten, ist jeder Eindruck derselben, gleichviel, wodurch er bewirkt wird, hinreichend, dem Anfänger eine bestimmte Richtung zu geben, und seine Neigung zum Geheimnisse, sein Verlangen nach Entwickelung in Anspruch zu nehmen. Die Verwunderung führt zur Begeisterung, die Begeisterung fesselt und bestimmt den Schüler.

In Folge der ersten Richtung, die er solchergestalt erhält, entwickelt er sich Anfangs ohne besondere Anstren-

*) Der Knabe staunt, *τὸ μειράκιον θαυμάζει τί ποτ᾽ ἐστὶ ταῦτα.* So bei Platon Theaitetos (*μειράκιον*) im Gespräche mit Sokrates; worauf dieser erwiedert: „Gar sehr ist dieß der Gemüths„zustand eines Jünglings, der nach Erkenntniß strebt, nämlich das „Staunen oder die Verwunderung, *τὸ θαυμάζειν*; ja es giebt „keinen anderen Anfang der Philosophie als eben die„sen, und wer gesagt hat, Iris sey die Tochter des Thaumas, „scheint die Abstammung nicht übel getroffen zu haben."

gung, denn wie ihn auch der Eindruck bestimmt, und wo er auch eingreift, so findet er überall im Makrokosmos ein Analogon seines Selbst. Aber bald wird aus dem Spiele Ernst. Wie ihn der heitere Anfang gelockt, das Wunder gereizt hat, so überrascht ihn jetzt der Ernst; denn indem er weiter vorschreitet, kommt er auf den Punkt, wo es sich entscheidet, ob er auf dem rechten Wege zu seiner eigensten Bestimmung sich befindet. Hat er seinen Weg verfehlt, so kommt er auf diesem Wege nicht weiter; hat er sich verirrt, so wird er an sich selbst irre und an der Welt, denn er hat das Verhältniß zu derselben verloren.

„Die Nachahmung ist uns angeboren, der „Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt.“

Nachahmen, das heißt, thun was Andere thun, ist so leicht, als handeln überhaupt, denn es liegt in der unmittelbaren Natur des Menschen, welche hinwiederum darin besteht, daß kein Mensch für sich allein bestehen kann, sondern Jeder außer sich im Anderen seine Ergänzung suchen muß. Hierauf gründet sich alle Nachahmung, auf Nachahmung alles Lernen, womit wir ein Anderes, Fremdes aufnehmen, und uns mehr oder weniger aneignen. Das Kind sucht das wieder zu geben, was es Andere thun sieht, der Knabe ergreift das Metier seines Vaters erst im Spiele und dann im Ernste, selbst der Mann hält sich immer an einen Vorgänger, mehr oder weniger muß Jeder auf seinen Meister schwören. *)

---

*) Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Aber schwer ist es, den rechten Vorgänger zu finden, und den wahren Meister zu erkennen. Der wahre Meister ist der Thäter des Wortes, und der rechte Vorgänger ist immer nur der, der unserer Bestimmung zusagt, und somit zu unserm Komplemente dient. In den Fußstapfen eines solchen Meisters kommst du immer weiter, und kühn schreitet der Schüler über den Meister hinaus, indem je einer auf den andern baut. Somit ist aber diese Nachahmung kein todtes, mechanisches Wiederholen, sondern lebendige Reproduction, wie denn jeder Mensch die Geschichte der Menschheit von vorn anfangen muß, und die ganze Vergangenheit nachzuholen hat.

„Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt."

Selten wird das Adäquate oder das Treffende gefunden, nämlich das, was uns ganz trifft, in allen Seiten berührt und ergreift, und völlig erfüllt, was uns volle Genüge giebt. Das Trefflichste ist das Besonderste und Allgemeinste zugleich. Aber wir finden es doch noch eher, als daß wir es erkennen, würdigen, schätzen. Mußten wir die Gelegenheit flüchtig nennen, so müssen wir das

---

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn.
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

Göthe's Werke. St. u. T. II, 234. 220. G. W. l. H. II, 236. Hiermit vergleiche, wie Mephistopheles die Lehre verdreht, um den Gehorsam und die Zucht des Lernens zu verhöhnen. IX, 93. l. H. XII, 98. Anders freilich erklärt sich Horatius (Ep. I, 19) in sprüchwörtlich gewordenen Redensarten über die Nachahmung, der er doch fast ausschließlich seinen Ruhm verdankt. Aber wer wollte nicht auch im flachen Scherze und philisterhaften Dünkel das Moment der Wahrheit anerkennen?

Treffliche als selten und unkenntlich ansprechen, uns selbst aber der Vernachlässigung des Besten zeihen.

„Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; „den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf „der Ebene."

Die Schuld fällt auf unsere natürliche Trägheit, und auf jene beschränkte, teleologische Weltansicht, welche der Mittel gern überhoben wäre, um den Endzweck unmittelbar in die Hände zu bekommen. Was uns zur Thätigkeit auffordert, ist die reizende Höhe, nicht die Stufen; der letzte Zweck, nicht die lange Reihe von Mitteln dazu. Was uns zur Thätigkeit treibt, ist demnach nicht die vermittelnde Thätigkeit selbst; die Thätigkeit ist uns nicht Selbstzweck. Den Zweck suchen wir am Ziele, nicht auf dem Wege; ja wir sehen unser ganzes Leben als ein solches abstraktes Mittel zum jenseitigen Leben an. Und so kommt der Mensch über die Zukunft nie aus der Vergangenheit, nie in die Gegenwart. Wenn wir auf diese Weise in dem abstrakten Unterschiede von Mittel und Zweck stecken bleiben, so geschieht es, daß wir überhaupt nicht zur Thätigkeit kommen, indem wir zwar fortschreiten, aber nicht weiter kommen, wandern und wandern, aber nicht steigen. Schritte sind keine Stufen. Unsere Augen sehen immer nach dem Gipfel, in das Jenseits, während die Füße bei aller Unruhe dießseits in der Ebene bleiben, denn die Stufen sind beschwerlich, wenn sie an sich nichts sind, sondern bloß als äußeres Mittel zu einem äußeren Zwecke angesehen werden. Das ist aber eben der Fehler, daß wir nicht nach der Bewegung, sondern nach ihrer letzten Spitze, nach dem Resultate fragen. Wer dagegen in seinem Berufe wirkt,

dem ist das Mittel und der Zweck Eins; er ist auf der Wanderschaft immer zu Hause.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus.

„Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt wer„den, der Künstler braucht sie ganz."

An der Kunst ist ein Theil, der gelehrt und gelernt werden kann, wobei der Schüler leidendlich, aufnehmend sich verhält.*) Aber der andere Theil erfordert Selbstthätigkeit. Das Leiden muß zum Thun, das Lernen zur Intussusception, diese zur organischen Reproduktion gesteigert, der todte und fremde Stoff zum Leben erweckt und zum Eigenthume erhoben werden; und dieser Theil der Kunst, der im freien Produciren endet, kann durch keine Lehre von Außen ersetzt werden.

Wem dieser Theil fehlt, dem fehlt das Beste, ja Alles. Und hieran kann Jeder erkennen, ob er auf seinem Platze sich befindet, und worin die Meisterschaft besteht. Das Verdienst des Meisters ist, daß das äußerlich empfangene innerlich wiedergeboren werde, und das Innere hinwiederum äußerlich hervor trete.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

---

*) So fragt nach Platon Menon seinen Lehrer: „Kannst du „mir wohl sagen, Sokrates, ob die Tugend gelehrt werden kann? „oder ob nicht gelehrt, sondern geübt? oder ob weder angeübt noch „angelernt, sondern ob sie von Natur den Menschen einwohnt? oder „auf irgend eine andere Art?" Vergl. Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Lit. VI.

„Wer sie halb kennet, ist immer irre, und „redet viel: wer sie ganz besitzt, mag nur thun, „und redet selten oder spät.“

Der Halbkenner ist ein halber Mensch; er kommt nie mit sich zurecht, er wird irre an sich und an der Welt. Zwar pflegt er sich mit vielen Worten und mit einem nie zu Raude kommenden Raisonnement zu helfen, aber das Gerede kann die Lücke nicht füllen, die er bewußt oder unbewußt fühlt. Weil er nicht aus der Verstandes-Reflexion heraus kommt, kann er nie zum Denken und Seyn sich erheben, worin eben das Treffende und Zusammentreffende liegt.

Wer dagegen die Kunst ganz besitzt, bekümmert sich nur selten, und nur da, wo es einen Anstoß giebt, um das Raisonnement darüber. Höchstens blickt er gegen das Ende seines Weges zurück, um die Worte dazu zu finden; dem Alter steht Redseligkeit wohl an, weil sie auf Erfahrung ruht, aber das Hauptwerk des Künstlers ist Thun, Produktion.

„Jene haben keine Geheimnisse und keine „Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod „schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber „Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden.“

Jene halben Menschen können nicht in die Höhen der Kunst kommen, weil sie die Tiefen derselben nicht kennen, ja nicht ahnen; sie bleiben ihr Lebelang auf der Oberfläche. Sie wissen nichts von Geheimnissen, sie spotten über die Finsterniß und verschreien die arge Mystik, denn ihnen ist alles klar und gewiß. „Die Bosheit hat sie verblendet, daß sie Gottes Geheimnisse nicht erkennen.“

Wie das Geheimniß, so fehlt ihnen auch die Kraft, denn die Kraft kommt aus der Tiefe und führt zur That, aber sie bringen es nur zu Worten. Was sie hervorbringen, kommt sogleich fertig und todt zur Welt.

Ihren Worten fehlt das Leben, und ihre seichte, matte Lehre verhält sich zu Kunst und Wissenschaft, wie gebackenes Brod und Mehl zum Saamenkorn. Brod und Mehl haben keinen Keim, kein Leben. Mehl knetet sich zu Brey und Teig: und daran lassen sie es auch nicht fehlen. Aus Teig wird Brod für's Haus, aber weiter nichts. Es macht satt, und übervoll, ohne daß es Fülle und Genüge giebt; es benimmt Hunger und Eßlust, ohne das Verlangen zu befriedigen, es vernichtet das Verlangen, aber nicht das Bedürfniß. Verlangen ist die Bedingung alles Werdens, Werden ist das unerlaßliche Schutzmittel vor dem allein fertigen Tode. Hinwiederum ist jene Hausmannskost aus Brod und Mehl von gutem Geschmacke, wie gebackene Poesie und eingemachte Aesthetik, welche aus wohlgesetzten Redensarten gezimmert ist, wie eine Fabrikarbeit aus lauter fertigen Stücken zusammen gefügt wird; aber dem guten Geschmacke fehlt Geist und Leben, darum kann man das Mehl nicht säen. Hingegen das Saamenkorn keimt, grünt, blüht und fruchtet.

„Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das „Beste."

Das Wort ist gut und somit an sich so gut, als das Beste. Aber was es an sich ist, ist es noch nicht für mich. Am wenigsten sind aber die Worte, in deren Vielheit das Wort sich entäußert, das Beste, oder die Buchstaben, aus denen das Wort besteht, sein Höchstes. Darum kann ich für's erste „das Wort so hoch unmöglich schätzen, ich muß

es anders übersetzen." Für mich wird es erst lebendig und bedeutsam, wenn ich es in Sinn und Kraft und That übersetze.

„Das Beste wird nicht deutlich durch Worte.
„Der Geist, aus dem wir handeln, ist das
„Höchste."

Aber das Höchste ist der Geist, der lebendig macht, zur That entzündet, und in der That selbst lebt. Der Buchstabe tödtet, aber jede Handlung bedarf des geistigen Odems.*) Darum feyert jede wahre, lebendige Erkenntniß ihr Pfingstfest.

Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath,
Und schreibe getrost: Im Anfang war die That!

„Die Handlung wird nur vom Geiste be-
„griffen, und wieder dargestellt."

Weil die wahrhaftige Handlung aus dem Geiste stammt, so kann sie auch nur vom Geiste begriffen, nur vom Geiste wiedergeboren und dargestellt werden. Darum giebt es eben so wenige wahrhafte Schauspieler, als es der wirklichen Dichter, Biographen, Geschichtschreiber wenige giebt.

„Niemand weiß, was er thut, wenn er recht
„handelt; aber des Unrechten sind wir uns
„immer bewußt."

Aber zunächst fragt es sich, wie wir zur Reflexion und zum Urtheile über unsere eigenen Handlungen kommen. Das Urtheil setzt den Unterschied oder Gegensatz, eine Polarität voraus. Das Gute ist; aber gut wird es erst in seinem Unterschiede vom Bösen, als gut wird es nur erkannt, in so fern es seinen Gegenpol findet am Bösen.

*) Zur Naturwissenschaft. I, 291.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an.

Denn wenn ich recht handele, wenn ich auf dem rechten Wege bin, wenn ich in meiner Kunst, in meinem Berufe lebe, so bedarf ich weiter nichts, ich befinde mich in dem Elemente, das mir eignet, und fühle keinen Mangel; es wird kein Andersseyn gefordert. Wenn ich auf dem geraden Wege keinen Anstoß finde, so kann keine Reflexion entstehen, denn Reflexion setzt einen Anstoß, eine Gränze voraus, — und wenn ich mich gesund fühle, so frage ich nach keinem Arzte. — Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht.

Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.

Das Böse ist objektiv ein Unwesen, ein Gespenst; es besteht eben darinn, daß es sich nicht verwirklichen kann; aber subjektiv bewährt sich die Realität dieses Gespenstes. Im Bösen empfinde ich einen Mangel, ja wirkliche Negation, und somit das Bedürfniß des Gegensatzes, um nicht mit mir selbst in Widerspruch zu kommen. In so fern erzeugt erst das Böse das Gute, nicht umgekehrt; und so entsteht überhaupt erst durch das Böse Unterschied und Urtheil, Gesetz und Gewissen, Seyn und Sollen, die Foderung. Es ist ein Fortschritt des Menschen, daß er aus dem Unterschiedlosen zur Erkenntniß des Bösen, zum Unterschiede, zum Urtheile sich entwickelt; aber daß er darum auch das Böse thut, das ist seine Schuld: doch wird ihm auch diese Schuld zur Erinnerung und Mahnung. So viel ist klar: Niemand würde nach dem Sollen fragen, wenn er immer thäte und wäre, was er sollte. Nicht an dem, was wir haben, sondern an dem, was wir vermissen,

kommt der Gedanke zum Worte. Und hieraus erklärt es sich auch, warum diejenigen am meisten reden, die Kunst und Geist vermissen. Aber wenn des Redens kein Ende wird, so muß dieß auch zum Beweise dienen, daß sie über alle Worte nicht zu Gedanken, nicht zur That kommen, und nie zum Besitze der Kunst und des Geistes gelangen, die sie in den Worten suchen.

Nicht an dem Guten, sondern an dem Bösen, das wir thun, kommen wir zur Erkenntniß. In einer anderen Sprache und in der höheren Potenz ist dasselbe ausgedrückt mit den Worten: Ohne die Höllenfahrt der Sündenerkenntniß ist die Himmelfahrt der Gotteserkenntniß nicht möglich.

„Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pe„dant, ein Heuchler, oder ein Pfuscher."

Das Wort ist geheimnißreich, das Symbol bedeutungsvoll, aber das Zeichen ist nicht die Sache selbst. „Der „Geist ist dieß, nicht Bedeutung, nicht das Innere, son„dern das Wirkliche zu seyn." *) Wer sich bloß an die Worte hält und das Zeichen für die Sache nimmt, und somit nie zur Sache selbst kommt, wer bloß in Vorstellungen lebt, aber nie wirklich lebt und denkt, dem fehlt eben der lebendige Geist, den er entweder gar nicht vermißt, indem er statt dessen bei dem todten, fertigen Worte stehen bleibt, oder sich und Anderen vorspiegelt, ohne je aus dem Scheine heraus zu kommen, oder durch eine äußere Thätigkeit zu beschwören sucht, und lieber etwas thun will, als gar nichts, ohne zu bedenken, daß etwas, das nicht befriediget, gar nichts ist. So entstehen in den verschiedenartigsten Wei-

*) Hegels Phänomenologie des Geistes. S. 718. dessen Werke II, 576.

sen jene Erscheinungen, in welchen der Geist sich selbst nicht gleich ist, bald leere Wort- und Geheimnißkrämerei ohne Mark und Gehalt, oder jene seelenvolle Tändelei mit gewissen Vorstellungsarten und Redensarten, oder die in allen Formen wiederkehrende Ueberschätzung des Wortes und Buchstabens, bald wundersüchtige Selbsttäuschung in der Weise der Vorstellung auf der einen, Taschenspielerei auf der anderen Seite, indem etwas anderes in Bildern vorgestellt und etwas anderes darunter gedacht wird, bald jene vielbeschäftigte Thätigkeit, die nichts leistet. Dem Pedanten wird das starre, unbewegliche Wort sein Abgott ohne Leben, er erniedriget es zum Buchstaben; dem Heuchler wird das Bild selbst seine Wahrheit ohne Wirklichkeit, und der Pfuscher bleibt immer auf der Oberfläche, er kommt weder auf den Grund, noch auf den Gipfel, weder in die Tiefe, noch in die Höhe. Aber ganz von Worten, Zeichen und Vorstellungen loszukommen ist weder möglich, noch dem lebendigen Seyn und Denken entsprechend;*) und in so fern ist jeder Mensch mehr oder weniger ein Pedant, ein Heuchler und ein Pfuscher, auch der, welcher sich das Ansehen und die undankbare Mühe giebt, diese Gränzen zu überschreiten: dieser verläßt so gut, wie

*) Die spekulative Philosophie scheint in den Widerspruch zu fallen, daß sie einmal gegen diejenigen, die in der Weise der konkreten Vorstellung ihre Einsicht als Ansicht aussprechen, zu Felde ziehen, und auf der anderen Seite wider die Abstractionen, welche der konkreten Wirklichkeit entgegen treten, einmal gegen das Aeußerliche, einmal gegen das bloß Innerliche kämpfen muß. Aber es ist einerseits nicht die Vorstellung, sondern das Hängenbleiben in der Weise der Vorstellung, andererseits nicht die in der Dialektik nothwendige Weise der Abstraktion, sondern daß sie das Letzte bleiben und mit Nichts abschließen will, wogegen gekämpft wird. Es ist darauf zu achten, daß nicht eine Seite gegen die andere in Schatten gestellt werde. Vergl. Hinrichs Vorlesungen über Göthe's Faust. V. und LI. ff.

jener den Boden der Wirklichkeit. Wer hält sich nicht an gewisse Vorstellungen und Redensarten? wer klammert sich nicht an die Worte und Zeichen, in denen ihm die Wahrheit erschienen ist? Und wer hat die Wahrheit nackt und abstrakt gesehen? *) Wer kann und darf immer das ausdrücken, was und wie er's denkt und meint? und was wäre die menschliche Gesellschaft ohne Vorstellung? Was Vorstellung, ohne Verstellung? **) Und wer kann ferner sich immer ausschließlich in seinem Elemente erhalten, wer versucht nicht auch das, was er nicht kann?

---

*) In Wilhelm Meisters Lehrjahren, und zwar in den Bekenntnissen einer schönen Seele, lernen wir einen adeligen Apostel kennen, der weder den Orthodoxen noch den Pietisten ganz angehört. Er gehört unter diejenigen, die nicht bloß mit Zeichen wirken, aber sich auch nicht ganz davon los sagen. „Er hing zwar wirklich an der „Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das „der Graf darum gehängt hatte, höchst angemessen. Er war an jene „Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich „nunmehr vor seinem alten Freunde verbergen mußte, so war es ihm „desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich „erblickte, mit seinen Verschen, Litaneien und Bilderchen vor zu rücken, „und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.“ Göthe's Werke. St. u. T. IV, 192. Hier erneuert sich in einem kleinen lebendigen Bilde der alte Streit zwischen den Wittenberger Orthodoxen und den Halleschen Pietisten, und wieder zwischen den Letzteren und den Herrnhuthern. Vergl. nochmals IX, 93. II, 234. Jenes „Tändelwerk“ wird auch in der pädagogischen Provinz in einer anderen Beziehung verurtheilt und verdammt. Göthe's Werke. Wien. XXVI, 148. l. H. XXII, 27.

**) „Verstellung, sagt man, sey ein großes Laster,
„Doch von Verstellung leben wir ꝛc.
„Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
„Und drunter liegt ein glattes Kinn ꝛc.

So Mephistopheles in den Weimarschen Festgedichten. „In einer Gesell„schaft,“ sagt Wilhelm Meister, „in der man sich nicht verstellt, in wel„cher Jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit „nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen „sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Ver„stellung gleich von Anfang zu, und sind nachher unter der Maske so „aufrichtig, als wir wollen.“ G. W. III, 186. Vergl. IV, 49 und in der Wiener Ausgabe XXVI, 241. oder in der Ausg. l. H. XXII, 170.

Aber wer bloß mit Zeichen wirkt, bringt es nie zum Wirken, wer sich niemals von der Vorstellung frei zu machen versteht, bringt es nie zur Kunst.

„Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl „zusammen."

Der Pedanten, Heuchler und Pfuscher giebt es genug, und an Philistern fehlt's nicht. Die Philister sind die Feinde des kleinen Volkes Gottes. Ihrer sind viel, die auf der breiten Heerstraße wandeln. Aber die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenig sind ihrer die ihn finden. Jene machen die Mehrzahl aus, und bilden die schreiende Menge; in so fern haben sie die Quantität und mithin die Majorität für sich. Sie sind die anmaßlichen Stimmführer der Menge, und glauben sogar die Gemeinde zu vertreten; aber die Majorität, welche sie bilden, ist nicht die Gemeinde; die Gemeinde schweigt.

In ihrer respektabeln Vielheit und in ihrem friedlichen Zusammenseyn wird es ihnen ganz behaglich wohl, denn keiner findet in dem Anderen mehr als sich selbst. Unter den Zwergen giebt es keinen Riesen; keiner beschämt den Anderen. Sie erfreuen sich an einander auf das empfindsamste, und sie werden nicht müde, miteinander schön zu thun, und wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften sich gegenseitig den Preiß zuzuerkennen. „Ihrer Viele wissen viel, von der Weisheit sind sie weit entfernt."

„Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und „ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die „Besten."

Aber der Schade, den sie anrichten, ist nicht gering. Durch ihr flaches Raisonnement, welches der Bequemlichkeit

des Menschen schmeichelt und zusagt, *) und durch die matte Predigt von der menschlichen Schwäche, die sie an sich selbst durch die That beweisen, wird der Schüler, selbst der bessere, verirrt und zurück gehalten, und nur zu leicht eingeschläfert und verflacht. Denn indem der Lehrling mehr oder weniger im Finstern tappt, kommt er unter so bedenklichen Umgebungen nur all zu sehr in Gefahr, die Schwelle, auf der er steht, für das Innerste und Letzte zu halten, und so wird er allmählig in jene Dumpfheit und Trägheit eingewiegt, welche die Tiefe entweder gar nicht ahnet, oder als beschwerlich und unerreichbar aufgiebt. Jemehr ihrer sind, desto schlimmer ist es: es sind nicht bloß Einzelne, sondern ganze Gesellschaften, in welchen kein Funke des Geistes aufsprüht, weder bey Jung noch bey Alt, in welche es nicht ein einziges mal einschlägt, geschweige daß ein Blitz herausführe. Aber das Schlimmste ist das Aergerniß, welches sie geben, denn ihre beharrliche Gleichgültigkeit wirkt auf Andere, welche sich dadurch gelähmt, geängstigt oder erbittert und entmuthigt fühlen.

Auch die Besten werden von dem unablässigen Einerlei ewig wiederkäuender und ihrer Beschränktheit nicht müde werdender Armseligkeit, ob sie sich gleich darüber erhaben glauben, auf das peinlichste gemartert und gefoltert. Sie stellen sich an, als sey ihnen das vergebliche Geschwätz gleichgültig, sie bescheiden sich auch, daß Tauben schwer zu predigen ist, aber dennoch können sie sich in dem endlosen Echo des ewig resonirenden Raisonnements nicht

---

*) „Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.“

anders als ängstlich und unbehaglich fühlen. Wer fühlt sich nicht beengt und beschränkt, wenn er sich von einem Haufen engherziger und beschränkter Wagners umgeben sieht? *) Und wer ist vor dem Einflusse täglicher Umgebung sicher?

„Des ächten Künstlers Lehre schließt den „Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht „die That."

Wenn nun auf dieser Seite an jener Mehrzahl, als der schreienden Menge, der Schüler Anstoß und selbst der Meister Aergerniß nimmt, so ist auf der anderen Seite die Lehre des echten Künstlers von der Art, daß aus dem lebendigen Worte enthüllt der Sinn herausspringt, wie aus Jupiters Haupte Minerva. Denn statt des Wortes nimmt die That das Wort. Alle Kunst besteht in der Bethätigung des Gedankens, in der Verwirklichung des Empfindens, Denkens, Wollens; und dieß ist das unvergleichliche Glück des Künstlers, daß er kann, was er will, daß er sein Innerstes zu äußern vermag. Aber wer kann es, wenn er sich nicht zu beschränken und zu bestimmen vermag, und wer kann sich selbst bestimmen, wenn er seine Bestimmung nicht findet? Hier eben kommt dem Aufmerksamen die flüchtige Gelegenheit entgegen, und das fremde Beispiel, welches zur Nachfolge reizt, oder das Wort des Meisters, das zur That wird.

---

*) O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß. —
Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterstille mich umgab, ertönen?

„Der ächte Schüler lernt aus dem Bekann„ten das Unbekannte entwickeln, und nähert „sich dem Meister." *)

Wenn der echte Künstler das thut, was er lehrt, und das ist, was er scheint, so ist es die Art des echten Schülers, daß er an dem, was ihm durch die Lehre von außen gegeben wird, ein Inneres, ein Geheimniß, an dem als ein Bekanntes Gegebenen ein Unbekanntes und hiermit den „prägnanten Punkt" entdeckt, — und entwickelt, indem er nach der Reihe das Bekannte und Unbekannte, jedes als das Gegentheil seiner selbst, auffaßt und verfolgt. Das Unbekannte ist in so fern zunächst bekannt, als es in dem Bekannten schon enthalten, und aus dem Bekannten entwickelt, mithin bekannt wird. Das Bekannte ist in so fern vorerst unbekannt, als es das Unbekannte in sich trägt, und zu seinem Inhalte hat, mithin nur theilweise, folglich eben nicht bekannt ist, weil es nicht sein Theil, sondern eben das Ganze ist. Wer nun aus dem, was er weiß, das was er nicht weiß, entwickelt, ableitet, **) und zum Wissen erhebt, der entwickelt eben so wohl

---

*) Hier scheint es sich deutlich zu offenbaren, daß der ganze Lehrbrief aus Makariens Archiven, die uns erst später zugänglich geworden sind, entlehnt ist. G W. letzter Hand. XXIII. S. 241. Dort heißt es weiter: „Aber die Menschen vermögen nicht leicht aus „dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, „daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt. — Da„hin gehört die Weissagungs-Kunst. Sie erkennet aus dem Offenba„ren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus „dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen."

**) „Aufgeregt nun durch solche Bemerkungen fuhr ich fort mich „zu prüfen, und fand, daß mein Verfahren auf dem Ableiten be„ruhe; ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, „von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der vieles freiwil„lig hervor bringt und mir entgegen trägt." Zur Morph. II, 51.

umgekehrt aus dem, was er nicht weiß, das Wissen darum, womit die analytische und synthetische Weise, nachdem sich ihr Unterschied ergeben, in höherer Einheit wieder zusammen fallen. *) Wenn auf der einen Seite die Wunder verschwinden, so verwandelt sich auf der anderen Seite Alles und Jedes gleichzeitig wieder in lauter Wunder.

Hiermit gelangt der Schüler an den Punkt seiner Kunst, der nicht gelehrt und nicht erlernt werden kann, sondern selbstthätig entwickelt werden muß; und dieß ist eben der Punkt, der ihn dem Meister nähert, ja mit diesem gleichstellt, da der letztere auch nichts anderes thun kann, als entwickeln, ableiten, lernen, aber selbstthätig lernen.

II.

Vom Leben.

XX, 211. flg.

Hiernächst sey aber, zu weiterer Verständigung, zu wissen Allen, denen es zu wissen nöthig, was folget. Denn für diejenigen, welchen es bloß um Hausmittel zum Wohl-

---

*) „Das Einfache und Abstrakte, was Sie sehr treffend das „Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die „konkreten Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen „weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen „Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu „dem Zusammengesetzten fortschreitet, und, so rangirt, das Verwick„elte nun durch diese Decomposition, in seiner Klarheit erscheint. Das „Urphänomen auszuspüren, es von den anderen ihm zufälligen Um„gebungen zu befreien, — es abstrakt, wie wir dieß heißen, aufzufassen, „dieß halte ich für eine Sache des großen geistigen Natursinnes, so „wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der „Erkenntniß in diesem Felde.“ So Hegel an Göthe. Zur Naturwissenschaft. I, 292. Vergl. Hegels subj. Logik S. 316. 357.

befinden und um Rezepte zum Nutzen zu thun ist, taugt unsere Lehre nichts. *)

Wenn wir den Lehrling mit Geheimnissen empfangen, so gründet sich dieses Lehrprinzip auf die eigenste Natur des Menschen. „Die Neigung der Jugend zum „Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außer„ordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des „Charakters." — Die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt. — „Man will in diesen Jah„ren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und un„bestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, „der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu

*) Das heidnische Priesterwort: Procul o procul este profani! oder Odi profanum volgus et arceo hat in der christlichen Welt die höhere Geltung erhalten, daß es nur diejenigen berührt, die nicht Ohren haben zu hören. Dieser Mangel liegt nicht sowohl am Können, als am Wollen. Den abschreckenden Stolz jenes Ausrufs hat zwar die christliche Sünderdemuth überwunden, aber die Profanen sind geblieben. — Nach dem alten Testamente heißen sie Philister, die Philister sind die Feinde Gottes, denn sie sind die Feinde seines auserwählten Volkes, und hierunter sind alle diejenigen begriffen, denen unter den verschiedenartigsten Gestalten eine materialistische Weltansicht, und die sinnliche Verstandeserkenntniß das Höchste ist, das sie sich aus Eigenliebe und Eigenwillen nicht nehmen lassen. Im Allgemeinen sind diese Menschen nicht treffender zu schildern, als bei Platon geschehen. Wenn Sokrates von der göttlichen Idee sprechen will, so sieht er sich erst um, daß keine Profane (ἀμύητοι) zuhören. Er redet erst dann, wenn diese „bei Seite gebracht sind." So sagt er zu Theaitetos, ehe er sich auf die Lehre des Protagoras näher einläßt:

„Siehe dich aber wohl um, und habe acht, daß uns nicht einer „von den Ungeweiheten zuhöre. Dieß sind aber die, welche von nichts „Anderem glaubend, daß es sey, als von dem, was sie recht herz„haft mit beiden Händen greifen können, das Handeln und das Wer„den und alles Unsichtbare gar nicht mit unter dem, was ist, wollen „gelten lassen."

„Th. Das sind ja verstockte und widerspenstige Men„schen, Sokrates, von denen du redest."

„Sokr. Jene freilich, Kind, sind sehr roh. Viel preiswürdiger „aber sind diese, deren Geheimnisse ich dir mittheilen will."

„finden, in ein Geheimniß viel legen, und durch dasselbe „wirken zu müssen." Wehe denen, die keine Geheimnisse haben; sie haben auch keine Kraft.

Die Letzteren werden mit Mystifikationen und anderem Hokuspokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Unsere echten Schüler sind aber diejenigen, die sich nicht für immer mit den Zeichen abfinden lassen, sondern auf ihre Füße gestellt seyn wollen; und darum werden auch nur diejenigen entlassen und losgesprochen, „die „lebhaft fühlen und deutlich bekennen, wozu sie geboren „seyen, und die sich genug geübt haben, um mit einer „gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu ver„folgen." Freilich weiß zunächst und unmittelbar kein Mensch, was er kann, will oder soll; der tüchtigere erfährt es am spätesten, wie es denn in der Natur der Sache liegt, daß „derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, über „sich und die Welt später aufgeklärt wird." — Das Urtheil ist schwierig.

Ueberhaupt „sind es aber nur wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig sind." Der Grund liegt in dem zwischen Sinn und That obwaltenden Gegensatze. „Der Sinn erweitert, aber lähmt: die That belebt, „aber beschränkt." Der Gedanke ist unendlich, er lähmt, weil er alles ergreifen will; die That hingegen ist endlich, sie erfordert Beschränkung, aber gerade durch diese Begränzung erzeugt sie das Leben, welches sich in dem allgemeinen Gedanken verflüchtigt. — Denken ist schwer, nach dem Gedanken handeln unbequem. —

Und so ist es auch nichts leichtes, zu seiner Bestimmung zu kommen. Zwar bestimmt den Knaben jeder Eindruck, er lernt spielend; aber so heiter der Anfang ist,

bald überrascht ihn der Ernst. Darum „soll man sich vor „einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszu„üben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit „bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, „wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, „den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine „solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern."

Indem Jeder alles ergreifen will und nach allem haschet, entsteht ein schaales, halbes Wesen; wenn sich Jeder auf sein Fach beschränkt, erwächst aus dem vielen Einzelnen ein Ganzes. „Nur alle Menschen machen die „Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammen genommen „die Welt." Die Menschheit ist die Summe aller Menschen, die Welt die Summe aller Kräfte. Die einzelnen Kräfte sind in dieser Vereinzelung „unter sich oft im „Widerstreite, aber indem sie sich zu zerstören suchen, hält „sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor." *) Indem sie sich besondern, sind sie sich entgegen gesetzt; indem sie sich gegenseitig ausschließen, scheint eine Kraft der anderen zu widerstreben; aber in diesem Widerstreite bewährt sich die prästabilirte Harmonie, wornach die verschiedenen Individuen neben einander bestehen, die ver-

*) „Es giebt Viele, die nur die eine Seite kennen, und die an„dere gering schätzen. Aber beide, Verstand und Gemüth, kann man „vereinigen, und man wird sich wohl dabei befinden. Schade, daß „so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frei und geschickt be„wegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweck„mäßigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu sichern. „Gewöhnlich hindert eine die andere, und so entsteht allmählig eine „unbehülfliche Trägheit, daß, wenn nun solche Menschen einmal mit „gesammten Kräften aufstehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und „Streit beginnt, und alles über einander ungeschickt herstolpert." So Klingsohr zu dem jungen Heinrich von Ofterdingen. Novalis Schr. I, 154.

schiedenartigsten Anlagen in einander eingreifen, und die widersprechendsten Kräfte in einem großen Ganzen sich vereinigen und ausgleichen.

Es liegt alles im Menschen, die bildende und redende Kunst, Haß und Krieg, Liebe und Friede, Gegenwart und Zukunft, Dießseits und Jenseits. Die ersten Anlagen zeigen sich schon in jenem angebornen Nachahmungstriebe, in dem Handwerkssinne, der das Nützliche im Auge hat, ehe er das Schöne erreicht, im Lallen und Jauchzen des Kindes, das bis zur Rede und zum Gesange sich entwickelt, in den Balgereien der Knaben, welche die Anfänge des Krieges enthalten, in den rohesten Liebkosungen, welche zu allererst das Gefühl eines gemeinsamen Verbandes aller Weltwesen ankündigen, und in den ersten sinnlichen Gefühlen des Daseyns und unmittelbaren Bewußtseyns, welche mit den letzten Ergebnissen des Glaubens und Hoffens, des Denkens und Seyns in Bezug stehen. „Alles das und weit mehr liegt im Menschen; „aber nicht in Einem, sondern in Vielen. Jede Anlage „ist wichtig *) und sie muß entwickelt," in allen ihren Stufen dargestellt und verwirklicht werden. „Wenn Einer „nur das Schöne — als das Höchste und Letzte — der „Andere nur das Nützliche — als das Mittel dazu — „befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen „aus." Und hiermit ist das Mißverhältniß zwischen der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst, von dem wir ausgegangen sind, völlig ausgeglichen. Das Leben des Einzelnen ist zur Kunst zu kurz, aber das Leben Aller ist so lang als die Kunst. Alle zusammen sind aber eben

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 243. G. W. l. H. XXII, 172.

erst das allgemeine Individuum der Menschheit. Willst du nun jene Antinomie ausgleichen, so lerne den allgemeinen Verband der einzelnen Menschenwesen verstehen, wozu es aber gehört, daß du dich nicht bloß in dir, sondern auch in den Anderen dein eigenstes Selbst fühlen und verwirklichen lernst. Jenes Mißverhältniß gleicht sich um so mehr aus, je mehr du dich der Selbstsucht zu entschlagen suchst.

Wie alle Kräfte und alle Stufen ihrer Entwickelung eben so wohl in den unterschiedenen Individuen neben einander bestehen, als sie in Einem Individuum hinter einander erscheinen, so auch das Nützliche und das Schöne. Jenes ist in allen Graden, die es entfaltet, zu etwas gut, dieses ist schlechthin gut, jenes ist beziehungsweise wahr und wirklich, als die Stufe, dieses ist die Wahrheit selbst, jenes ist Mittel zu einem Zwecke, dieses ist Selbst-Zweck. Das Schöne ist Eins mit dem Wahren und Guten; was wahr und gut ist, das ist auch schön. Aber auch das Nützliche hat seine Güte und Wahrheit, es ist das Werden derselben. Jede Anlage entwickelt sich aus sich selbst, „das Nützliche befördert sich selbst.“ Diese Förderung geht aus dem Bedürfnisse hervor, denn Niemand kann es entbehren, und die Menge arbeitet für dieses Bedürfniß. „Wie dem Menschen alles nützlich ist, so ist er es ebenfalls, und seine Bestimmung eben so sehr sich zum gemeinnützlichen und allgemein brauchbaren Mitgliede des Truppes zu machen. So viel er für sich sorgt, gerade so viel muß er sich auch hergeben für die Anderen, und so viel er sich hergiebt, so viel sorgt er für sich selbst, eine Hand wäscht die andere. Wo er aber sich befindet, ist er recht daran, er nützt Anderen und wird genützt. Anderes ist auf andere Weise einander nützlich; alle Dinge

„aber haben diese nützliche Gegenseitigkeit durch ihr We-
„sen, nämlich auf das Absolute auf die gedoppelte Weise
„bezogen zu seyn, einmal an und für sich selbst, und
„gleichzeitig auch für Andere zu seyn.“ *)

Wie nun das Nützliche sich selbst befördert, weil es im Entwickelungsgange liegt, so muß das Schöne befördert werden, weil es das Letzte ist. Jenes ist das Bedürfniß Aller, aber dieses ist das Bedürfniß Vieler, jenes ist die Arbeit Vieler, dieses das Geschäft Weniger. Das Schöne ist das Absolute.

Wie wir an dem Nützlichen und Schönen gesehen haben, so zeigt sich überall eine Stufenleiter der unterschiedenen Kräfte sowohl unter einander, als auch in jeder einzelnen Kraft und deren Entwickelungsprozesse. „Eine Kraft beherrscht die andere,“ dieß ist das Verhältniß der Kräfte unter einander, ihre Beziehung auf einander, ihre Abhängigkeit von einander; „aber keine kann die andere „bilden,“ dieß ist ihre selbständige Seite, ihre Beziehung auf sich selbst. Woran sich abermals jene doppelte Weise auf das Absolute bezogen zu werden veroffenbart. Was nun diese selbständige Seite betrifft, so ist jede Kraft ihre eigene Macht. „In jeder Anlage liegt auch allein die „Kraft sich zu vollenden; das verstehen so wenig Men-„schen, die doch lehren und wirken wollen.“ Sie verstehen nicht, daß nicht alles gelehrt, und nicht alles von außen gewirkt werden kann. Diese Lehrer müssen auf des Sokrates Hebammenkunst zurück gewiesen werden.

---

*) Zur weiteren Verständigung über die teleologische Weltansicht verweisen wir auf Hegels Phänomenologie des Geistes, aus welcher (S. 511. Hegels W. II, 424.) obige Worte entnommen sind, und auf Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft.

Dieser doppelte Bezug des Einzelnen auf sich und auf Anderes muß uns immer gegenwärtig bleiben, und so müssen wir auf der einen Seite immer selbst „recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden können," auf der anderen Seite aber nicht minder auf unsere Nebenmenschen Acht haben, und „gegen die Anderen gerecht" und aufmerksam seyn, denn wenn wir sie nicht verstehen lernen, so lernen wir uns selbst nicht kennen, wenn wir sie nicht zu schätzen wissen, so sind wir selbst nicht zu achten. Du bist erst mit allen Menschen zusammen der Mensch. In so fern darf kein Mensch an sich, als ein vereinzeltes Wesen, denken, sondern an das, was ihn umgiebt, und an den allgemeinen Zusammenhang der Individuen.

Zwar scheint es ein trauriges Geschäft und eine harte Zumuthung zu seyn, wenn man von sich selbst abstrahiren, um Andere sich bekümmern und über die reinen Vorzüge derselben nachdenken soll, da man mit sich selbst uneins ist. Wendet man sich einmal von sich zu den Nächsten, so hält man sich lieber an die Splitter in den Augen der Besten, und an die Schattenseiten der Vorzüglichsten, um dagegen seinerseits einigermaßen ins Licht zu treten. Solche Betrachtungen dagegen, da wir das Gute an Anderen wahrnehmen, das wir an uns vermissen, scheinen nur dem ruhigen Manne wohl anzustehen, aber nicht dem, der von Leidenschaft und Ungewißheit bewegt ist. „Aber ruhig und vernünftig zu betrachten ist zu keiner Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über „die Vorzüge Anderer zu denken, stellen sich die unseren „unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Thätigkeit, wozu uns die Phantasie lockt, wird alsdann gern

„von uns aufgegeben. Befreie nur wo möglich deinen „Geist von allem Argwohne und aller Aengstlichkeit!“ Wer befangen ist, kann die leisen Stimmen nicht vernehmen, die zur rechten Stunde zu uns zu sprechen pflegen.

Was der böse Geist sagt, ist an und für sich gar nicht übel. „Drum frisch! laß alles Sinnen seyn, und g'rad mit in die Welt hinein!“

„Der Mensch kennt nur sich selbst, in so fern er die „Welt kennt, die er nur in sich, und sich nur in ihr ge„wahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt „ein neues Organ auf.“ Was du auch besonderes siehest und lernest, wenn du es recht erkennest, so eröffnet es dir die ganze Welt- und wahre Selbst-Erkenntniß.

„Am förderſamsten aber sind unsere Nebenmenschen, „welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus „ihrem Standpunkte zu vergleichen, und daher nähere „Kenntniß von uns zu erlangen, als wir selbst gewin„nen können.“

So ist Jeder der Lehrer und Schüler des Anderen. Höre darüber den Meister, der zugleich dein Schüler wird, wenn er hinzu fügt: „Ich habe in reiferen Jahren große „Aufmerksamkeit gehegt, in wie fern Andere mich wohl „erkennen mögten, damit ich in und an ihnen, wie an „so vielen Spiegeln, über mich selbst und über mein In„neres deutlich werden könne.“ *)

Sich lernt der Mensch nur an der Welt, was ihn umgiebt, und um und neben ihm vorgeht nur an sich und in sich erkennen. Suche dich in Anderen, um dich im Innern zu finden; suche die Welt in dir, um sie außer dir zu finden.

*) Zur Morph. II, 47.

IV.

Der Tetraeder.

Anhang zu Wilhelms Lehrbrief.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß in Wilhelm Meisters wunderlichem Lehrbriefe die lange Reihe kurzer Sprüche, weil jene zu lang ist und diese zu kurz sind, gar leicht ermüden kann, — wenn man nicht auszuruhen versteht. Auch können wir uns nicht verhehlen, daß der ununterbrochene Fortgang der einzelnen Lehrsätze bei stets unterbrochenem Zusammenhange und immer wechselnden Gedanken den Verstand zur ungewohntesten Anstrengung und Spannung nöthigt, — wenn wir überall zu einem deutlichen und bestimmten Gedanken kommen, und aus diesen Gedanken eine stetige Reihe bilden wollen. Hierzu kommt, daß die Einfachheit und Allgemeinheit des Inhalts die verschiedenartigsten Auslegungen zuläßt, ja wohl gar den entgegengesetzten Sinn unmittelbar neben einander in sich trägt, und solchergestalt in Widersprüche verwickelt, — wenn nicht das berechtigte Moment der entgegengesetzten Ansichten anerkannt wird. Viele werden auch darin übereinstimmen, daß diese geheimnißreichen Zeichen und Worte bei aller scheinbaren Fülle der Weisheit leer lassen, und

sie lassen in der That so lange leer und kalt, sie bleiben so lange stumm und dunkel, — bis die innere Erfahrung hinzu tritt.

Oder ist etwa gar jener seltsam feierliche Ernst nicht ernstlich gemeint, jener trockene Schulmeisterton absichtlich erzwungen, und jene fremdartige, vornehm aufgespreizte Lehrweise eine Mummerei, hinter welcher ein Schalk lauert? mithin Alles in Allem ein Werk jener heidnischen Hypokrisie, die sich Ironie nennt? Wer könnte uns solchen Argwohn verdenken? Wer sollte nicht vor Heuchelei und Verstellung sich fürchten? da wir nirgends Aufrichtigkeit und Offenheit finden, außer in dem Bekenntnisse über die Mystifikationen, womit man die Uneingeweihten theils aufzuhalten, theils bei Seite zu bringen sich erlaubt.

Wenn wir daher von allen jenen Lehrsätzen nichts deutlich und lebhaft verstehen, so können wir uns doch leicht aus unseren eigenen Erfahrungen erklären, warum Wilhelm Meister gegen dieses Sentenzenwesen einmal über das anderemal protestirt. Wohl mag es jedem Leser ohne Ausnahme, mehr oder weniger, nicht anders ergehen; und auf jeden Fall würde es hiernach räthlich seyn, wenn wir darauf Verzicht leisten, den Sinn auf einmal überall und in allen Beziehungen enträthseln zu wollen. Es ist hinreichend, wenn sich nur bei jedesmaligem Wiederlesen zu rechter Stunde ein neues Organ aufschließt, ein neuer Sinn herausspringt, oder eine alte Lebenserfahrung in größerer Deutlichkeit anklingt, indem sie durch die äußere Anregung zum Bewußtseyn gebracht wird.

Hiermit ergiebt sich zugleich das Mangelhafte und Ungenügende der vorstehenden Uebersetzung; aber indem es an diesen Betrachtungen fühlbar wird, so findet es auch

eben darin seine Erklärung und Entschuldigung. — Das Urtheil ist schwierig, die Gelegenheit flüchtig. — Wer die meisten Erfahrungen gemacht und lebendig erhalten hat, und so ausgerüstet zur rechten Stunde anklopft, der wird diesen Lehrbrief am besten übersetzen können. Indessen muß es Jedem erlaubt seyn, die fremde Lehre in seine Sprache zu übersetzen, und den Meister aus seinem Standpunkte zu betrachten. — Das Beste wird nicht deutlich durch Worte.

Auf jeden Fall ist aber so viel unverkennbar, daß das sonderbare Bruchstück dieses Lehrbriefes, der selbst wieder in Bruchstücken, nämlich in Aphorismen besteht, vieles abstrakt ausdrückt, und in allgemeine Begriffe zusammen faßt, was in den Lehr- und Wander-Jahren unter tausend konkreten Verwickelungen und Verwandelungen erscheint und immer wiederkehrt. In so fern wäre hier der Ort, wenigstens in einigen flüchtigen Andeutungen auf einige Hauptpunkte jener Romane, die in dem Lehrbriefe mehr oder weniger deutlich an uns vorüber gehen, aufmerksam zu machen. Zu dem Ende entschlagen wir uns aller Mystifikationen, in die uns der nach Form und Inhalt bedenkliche Lehrbrief verstricken könnte, indem wir uns geradezu an die Lehr- und Wander-Jahre selbst wenden.

Die Basis ist der Grundsatz der pädagogischen Provinz, daß jeder Mensch zu einer bestimmten Bestimmung bestimmt ist, *) und daß er erst durch diese besondere Be-

*) Novalis Entwurf: „Heinrich von Ofterdingen" ist zum Theil aus dem Studium der Lehrjahre Wilhelm Meisters hervor gegangen. Dort sagt der alte Bergmann in Beziehung auf das Einsiedlerleben: „Ich glaube selbst, daß es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder „Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zuneh-

stimmung zur allgemeinen Bestimmung der Menschheit heran reift, daher jedes Einzelwesen seine Bestimmung zu suchen, und wenn es diese gefunden, darauf sich zu beschränken hat, zu welchem Ende jeder Mensch entsagen lernen muß, einmal um seine Bestimmung zu finden, und zweitens, um sie fest zu halten. So findest du im irdischen Berufe die himmlische Berufung, zu der wir berufen sind, und im niederen Tagewerke die Ewigkeit. Alles Lebensunglück beruhet darauf, daß diese Bestimmung, und somit die eigenste Natur des Individuums verfehlt wird. Die Erkenntniß unserer Bestimmung entschlüpft uns aber nur zu leicht, wenn wir nicht mit der größten Stille horchen, um den Geist zu vernehmen. Der Weltgeist redet erst, wenn wir schweigen. —

Dieser Grundsatz, den Jeder in seine Sprache übersetzt und auf seine eigene und besondere Erfahrung anzuwenden hat, ist der Grundton, der überall durchklingt. Er entwickelt sich hauptsächlich an Wilhelm Meister selbst. Die Lehr- und Wanderjahre sind Wilhelms Kyropädie. In dieser Grundansicht ist es auch enthalten, warum Mignon und der Harfner nach einem unglücklichen verfehlten Leben für die Erscheinung untergehen.

In dem Harfner ist zugleich laut jenes Manuscriptes, welches der Abbé aus den Erzählungen des Markese

---

„menden Alters von selbst auf eine Zurückziehung aus der menschli„chen Gesellschaft führen.“ I, 110. In Bezug auf seine erste Bekanntschaft mit dem unterirdischen Leben, in den Schachten, sagt derselbe Bergmann: „Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines „angeborenen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die „ein näheres Verhältniß zu unserem geheimen Daseyn haben mögen, „an Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und „ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben ꝛc.“ I, 87. Vergl. Dante Parad. VIII, 142 — 148.

zu Papier gebracht hat, der tragische Konflict zwischen dem sogenannten göttlichen und menschlichen Gesetze, zwischen dem natürlichen und positiven Rechte, zwischen der subjectiven Meinung und der Konvenienz in der Gesellschaft, als der Gemeinde, auf das entschiedenste ausgedrückt. Das muthmaßliche Verhältniß Lothario's und Theresens, dessen Irrthum sich bald aufklärt, hatte diesen Gegensatz nur angekündiget und flüchtig berührt; aber die Gräfin scheint ein Opfer desselben zu werden, und der Bruder Augustin ist wirklich als Opfer dieses Widerstreites gefallen. Wenn dieser Gegensatz auf der einen Seite zugleich den Konflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zur Sprache bringt, so prediget er auf der anderen Seite Entsagung und Verläugnung, und insbesondere die Herrschaft über aufkeimende Leidenschaften, die sich am Ende auf göttliches Recht zu berufen sich erdreisten. Hiernach ist es auch leicht zu erklären, daß und wie diese Lehre von den im menschlichen Leben vielfältig sich äußernden Antinomien auf jener allgemeinen Basis ruhet, damit zusammen hängt, daraus hervorwächst, und als die Spitze jener Grundlehre angesehen werden kann, denn die Menschen gerathen um so mehr hinein, je weiter sie sich von ihrer eigensten Natur entfernen, und je mehr sie ihre Bestimmung verfehlen, *) und sie kommen um so schwerer heraus, je schwerer es ihnen wird, entsagen zu lernen. — Ein einziger Fehltritt, der erste Schritt aus der rechten Bahn führt bis zu den letzten Abwegen und zu den schrecklichsten Unfällen.

Wenn sich nun in der pädagogischen Provinz das

*) Dante: Parad. VIII, 142 — 148.

Hauptthema der Lehr- und Wanderjahre nach seinen allgemeinsten Grundzügen zusammen zieht und abspiegelt, so ist jene Spize, die in der Leidensgeschichte des Bruder Augustin hervortritt, in Werthers Leiden und in den Wahlverwandtschaften weiter auseinander gelegt. Was aber über den Konflict zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, und zwischen Natur und Gesetz noch zu sagen wäre, das fassen wir in die einfachen Worte zusammen, die wir aus dem Kommentare des H. Chrysostomus zum Römerbriefe 6, 12 entlehnen, und den Wahlverwandtschaften als Motto vorzusezen geeignet finden.

Εἶτα δείκνυς ὅτι οὐ βίᾳ καὶ ἀνάγκῃ κατεχόμεθα ὑπὸ τῆς πονηρίας, ἀλλ' ἑκόντες.

„Hier offenbart es sich, daß die Sünde nicht mit „absoluter Gewaltherrschaft, nicht mit unwiderstehlicher Na„turnothwendigkeit über uns gebietet, sondern, daß sie nur „die Gewalt ausübt, die wir ihr verleihen, und daß wir „ihr nur dann folgen müssen, wenn wir ihr folgen „wollen." *)

*) In einer langen Anmerkung zu Chr. M. Pauli's Gedanken (dritte Samml. S. 749 ff.) sind die beiden sich entgegengesetzten Ansichten über die Wahlverwandtschaften, schärfer als gewöhnlich geschieht, einander gegenüber gestellt. Heftiger und kräftiger als hier hat sich nirgends die Meinung gegen diesen Roman und dessen Verfasser ausgesprochen. Und wer wollte nicht dem eifernden Pauli, der inmittelst zu seiner Ruhe eingegangen ist, mit vollem Herzen beistimmen, wenn er sich für die gemeine, beschränkte, deutsche Hausmoral, als das oberste Gesetz, erklärt, und gegen jene hindostanisch-mystische Sittenlehre, in welcher höhere Gesetze als die gegebenen für ungemeine Fälle, ungemeine Menschen, und höhere Regionen gelten sollen, auf das bestimmteste und entschiedenste sich ausspricht? Wer den Verstorbenen gekannt hat, erkennt daran einerseits den ungestümen Feuereifer, dem er sich oftmals hinzugeben versucht war, andererseits die Sittenreinheit, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, so daß er außer der Luft der Sittlichkeit umzukommen fürchtete, (Gedanken,

So läßt sich unser Bauwerk nach seiner Grundlegung und nach dem Spitzpunkte, in den es ausläuft, an-

---

erste Sammlung S. 163) aber nicht Gefahr lief, denn er brachte die Lebensluft, die er brauchte, überall mit. —

Jene Hausmoral pflegt man sonst wohl auch das menschliche, willkürliche, jene pantheistisch-mystische das göttliche, ursprüngliche Gesetz zu nennen; aber im Verlaufe der Kollision erweiset sich an der Erfahrung jenes als das unverbrüchliche, göttliche, dieses als das menschliche, eingebildete. „Das Bewußtseyn, welches dem sogenannten „göttlichen Gesetze angehört, erblickt auf der anderen Seite menschliche, „zufällige Gewaltthätigkeit; das aber dem menschlichen Gesetze zugetheilt „ist, auf der anderen den Eigensinn und den Ungehorsam des innerlichen „Fürsichseyns.“ (Hegels Phänom. S. 405 — 421. Hegels W. II, 348.)

Und doch ist bei einem einmal entstandenen Konflicte der Untergang der davon betroffenen Individuen schwer zu vermeiden, es werde nun das eine, oder das andere Gesetz verletzt. Der Konflict muß daher doch nicht so leicht zu heben seyn, als es scheinen könnte. In der That ist es derselbe Konflict, der in dieser und anderer Beziehung zwischen Recht und Moral, zwischen angeborenen und gegebenen Rechten so häufig gelehrt, aber nicht bis zur gründlichen Ausgleichung verfolgt wird. Es ist derselbe Streit, den schon die Alten kannten und zum Gegenstande des Disputirens machten, und den nach Xenophon (Ἀπομν. IV, 4) Sokrates mit Hippias abgehandelt hat. Das Naturrecht (δίκαιον φυσικόν) will sich als göttlich erweisen, Sitte und Gesetz (δίκαιον νόμιμον) soll als menschlich sich unterordnen. (Fries Beiträge zur Geschichte der Phil. I, 5 f. 99 f. Henning Prinzipien der Ethik §. 15. 16.) Es ist derselbe Streit, wenn Hobbes lehrt: Exeundum est e statu naturae, und Rousseau dagegen ausruft: Retournons à la nature.

Aber hier ist nicht der Ort den alten und neuen Streit fortzusetzen. Um darüber zu einem Urtheile zu kommen, würde es darauf ankommen, auf jeder Seite, als einer vereinzelten, das Moment der verstellten Wahrheit neben der Unwahrheit aufzufinden. Allein hier fragt es sich nur, welches Gesetz in den Wahlverwandtschaften anerkannt werde? Aber auch diese Frage setzen wir aus, indem wir denjenigen Fragen, welche der nun verewigte Doktor Pauli dem schon damals verewigten Prediger Müller vorlegte, folgende hinzufügen, und den geneigten Lesern zur Beantwortung überlassen, da die Verstorbenen darauf nicht mehr hören und nicht mehr antworten können.

Ist denn der doppelte Ehebruch Eduards und Charlottens in seinem Wesen und in seinen Folgen versteckt? Oder tritt das Gebot des Herrn hervor, wenn Er sagt: „Ihr habet gehöret, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage Euch: Wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr ge-

sehen. Betrachten wir nun die Sache von der Seite, so scheinen auf der einen jene Prüfungsjahre in mehr als

---

brochen in seinem Herzen?" Ist das leise Wegschleichen Eduards nicht ein Zug, welcher tausend Worte und moralische Apostrophen aufwiegt? Sind Mittlers Sermone über die Heiligkeit der Ehe, über Ehebruch und Ehescheidung im neunten und letzten Kapitel als das seichte Raisonnement eines engherzigen Pedanten gezeichnet? Ist denn Eduard der Mann, wie er seyn soll? Soll Ottilie ein Ideal, oder ein wirkliches, sündiges Menschenwesen vorstellen? Willst du, daß die Sünde nur in ihrer abstrakten Häßlichkeit geschildert werde, daß sich Niemand, wäre er auch noch so wenig eigenliebig, in dem Bilde wieder erkennen kann, vielmehr Jeder von solcher Abscheulichkeit sich fern wissen und rein waschen kann? Oder soll die Sünde in allen ihren verführerischen Reizungen und heuchlerischen Vermummungen eingeführt werden, damit sie der Zuschauer, Hörer und Leser an sich selbst erkennen, und in den innersten Falten des faltenreichen Herzens entdecken kann, wenn er nur will? Wird denn jene Freude des Wiedersehens in der Fortsetzung jener sündhaften Neigung, und der unglücklichen freudelosen Leidenschaft, oder in der Tilgung aller irdischer Begierde durch Tod und Buße bestehen? Oder willst du statt Gottes richten, und den Sünder verdammen, wenn er sich von deinem und seinem Richter die verheißene Vergebung der Sünde im Glauben auf die göttlichen Gnaden und Erbarmungen verspricht? Und hättest du die mannigfachen leisen, aber unzweideutigen Andeutungen übersehen, in welchen Mittler die Gränzen seines Wirkungskreises bezeichnet, und auf einen höheren Mittler vertröstet? — Willst du es dem Dichter verargen, wenn er den Zöllnern und Sündern seine ganze, mitleidende Liebe zuwendet? Und ziemt es einem Mitschuldigen, wenn er in der Sünderin nur die gleissende Sünde richtet, aber nicht die inneren Kämpfe sieht, noch den Sieg, den sie in ihrer Weise erstreitet? Ist ihr Tod ein Selbstmord, oder die Folge eines nicht mehr auszugleichenden Misverhältnisses zwischen Leib und Seele, aus welchem unwillkührlich ein unüberwindlicher Ekel gegen alles Materielle sich entwickelt hat? — — Liegt der Schlüssel zum Romane darum nicht im Romane selbst, weil ihn der Prediger Müller nicht darin gefunden, sondern von außen empfangen hat? — Hat denn Ludwig Tieck wirklich die sittlichen Bedürfnisse der gefallenen Adamskinder, oder nur den engherzigen Wunsch nach direkter und unmittelbarer Befriedigung derselben durch Schwarz auf Weiß rügen und zurecht weisen wollen? Und warum wollten wir den Schlüssel nicht annehmen, den uns Passow zur Braut von Korinth anbietet, und den er aus dem Gedichte selbst herausgefunden, und nicht vom Dichter äußerlich gegeben erhalten hat? Und wenn du endlich, uneins mit deinem alten Freunde, die griechische Bildung, als gesetzmäßige, mithin nothwendige Entwicke-

einer Beziehung zu lehren, daß der Mensch mit seinem Selbst nicht auskommt,*) und daß er insbesondere mit der von allen Seiten angepriesenen Selbsterkenntniß nicht ausreicht, oder vielmehr dazu nicht unmittelbar durch sich selbst gelangen kann. An sich selbst lernt sich Niemand selbst erkennen, durch Selbstbetrachtung lernt sich Niemand verstehen. Wenn du unverrückt auf dich selbst zurück siehst, so wirst du immer mehr verblendet. Wer nur im Innern, im leeren Ich lebt, der wird mehr oder weniger einseitig und einbilderisch, ohne je zu einer genügenden Ausbildung zu gelangen. Wer sich in sich selbst verschließt, der verzehrt sich auch in sich selbst. Der Mensch ist erst mit allen übrigen Menschen zusammen ein Mensch, er ist zur Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen, zur Geselligkeit geboren, und nichts ist bedenklicher, als wenn er sich in sein Innerstes, als in ein Heiligthum, zurück

---

lungsstufe nicht gelten lassen könntest, würdest du das Heidenthum überhaupt nicht als Entwickelungsstufe anerkennen, und wolltest du auch dieses nicht, willst du läugnen, daß in jeder Entwickelungsreihe, in jeder organischen Gliederung außer den allgemeinen abstrakten auch die anscheinlich abnormen Erscheinungsweisen zur Betrachtung kommen? —

Aber der alte Freund hört und antwortet nicht mehr auf die Fragen, die niedergeschrieben waren, ehe er von hinnen ging. Indessen ist aus Allem, was er uns gegeben und hinterlassen hat, eine Antwort zu entnehmen, welche die fragenden Einwendungen nicht ganz ablehnt. Und sollten sich nicht auch noch Andere finden, die, wie er, aus guter Gesinnung, ja, um der Tugend selbst willen gegen den Dichter eifern und zuletzt nach reiflicher Erwägung ihm dafür Abbitte leisten?

*) „Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit „zu finden. Unerschöpflich dünkte mir die Quelle meines inneren Le„bens. Aber ich merkte bald, daß man eine Quelle von Erfahrun„gen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein seyn „kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem „Geschlechte eine gewisse Selbständigkeit erlangt.“ Novalis Schr. 3. Aufl. I, 109.

zieht. Es ist schon viel gewonnen, wenn du dich überwindest, deinen Nebenmenschen als den Anderen dein Innerstes mitzutheilen, und aus dir selbst heraus zu treten.

Wie schwer es mit unmittelbarer Selbsterkenntniß hält, das sehen wir an dem Helden selbst. Es ist einer der treffendsten und bedeutendsten Züge, so lächerlich als rührend und erschütternd, wenn der Jüngling mit allem Ernst sich anschickt, und auf das sorgfältigste sich vorbereitet, um dem treulosen Lothario die Moral zu predigen und den Text zu lesen, und wenn er nun auf einmal so beschämt und verblüfft wird, daß er sein wohl einstudirtes Heft in der Tasche behält. Denn indem er eben den Splitter aus dem Auge des Anderen ziehen will, bemerkt er erst den Balken im eigenen Auge, und indem er den ersten Stein schon aufgehoben hat, um ihn auf den Sünder zu werfen, gedenkt er erst der eigenen Sünden. *) — Aber endlich hat Wilhelm Meister die Lehrjahre überstanden, er ist bereits losgesprochen; und doch ist er noch immer nicht recht belehrt, denn er ist nach wie vor irre an den Menschen, und in seiner nächsten Umgebung so wild fremd, daß er keine Kinderfrage beantworten kann. So finden wir ihn nicht bloß im ersten Kapitel des achten Buches der Lehrjahre, sondern auch im ersten Kapitel der

---

*) Göthe's Werke. IV, 249. l. H. XX, 22. „Wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen? — Daß Niemand einen Stein gegen den Anderen aufheben soll, und daß Niemand lange Reden komponiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.“ Vergl. XVIII, 114. l. H. XXV, 113. „Beide genannte Stücke“ (die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen) „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Sinne geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlet, der hebe den ersten Stein auf.“

Wanderjahre; ja er befindet sich noch am Ende des ersten Theils ziemlich mystifizirt; und es ist daher kein Wunder, wenn er bekennen muß, daß er nicht weiß, was er will, kann und soll. Aber dieses Ungenügende und Gefährliche beschaulicher Selbstbetrachtung tritt an der schönen Seele, an Mignon, und an dem Harfner auf das verschiedenartigste hervor. In der Schilderung, welche der Arzt im vierten Kapitel des siebenten Buches von dem alten Harfenspieler entwirft, glaubt man das Gespenst des ewigen Juden auf einmal lebendig vor Augen zu haben.

Eine andere Seite jener Romane beruhet gerade auf der entgegengesetzten Lebenserfahrung, welche aber ebenfalls der Sage vom ewigen Juden zum Grunde liegt, und darauf hinaus läuft, daß der Mensch das Letzte nicht leidend, nicht von außen, sondern von sich selbst zu erwarten hat. Hiermit ist jedoch nicht das abstrakte Ich, das isolirte Selbst gemeint, sondern es erweiset sich vielmehr, daß der Mensch weder durch sich selbst allein, noch durch Andere allein, weder durch Selbstthätigkeit, noch durch bloßes leidentliches Verhalten, weder durch Erinnerung allein, noch allein durch Entäußerung seiner zum Ziele kommen kann. Amerika auf der einen, Herrnhuth auf der anderen Seite, liegt der springende Punkt in der Mitte: Amerika und Herrnhuth sind nicht in der Ferne zu suchen, sie sind in der nächsten Nähe, sie sind hier oder nirgends. Therese äußert sich über Wilhelm Meisters Lehrjahre nach ihrer mehr auf die eine Seite geneigten Weise mit den einfachen, klaren, ausdrucksvollen Worten: „Seine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen „und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, sondern „das wunderbare gutmüthige Suchen, begabt ihn; er wähnt,

„man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen „kann." Sonach ist diese zweite Seite, welche auf das Selbst zurück weiset, der ersten, welche davon ab und auf das Andere verweiset, gerade entgegen gesetzt. In diesen beiden Seiten erkennen wir demnächst jene beiden Theile der Kunst, von welchen nur einer gelehrt werden kann, indem er von außen hinein geht, während der andere von innen heraus dringt.

Somit schließt sich aber an die beiden zwar entgegen gesetzten, aber einander zugeneigten Vorderseiten eine Hinterseite, welche den Lebensgang des Menschen überhaupt als Entwickelungsprozeß darstellt und auf diese Weise das Entgegengesetzte ausgleicht. Entwickeln kann sich nur, was eben so wohl ist als nicht ist; das Senfkorn hat eben so wohl den ganzen Baum schon in sich, als es ihn erst aus sich und aus dem mütterlichen Erdboden zu entwikkeln hat. Entwickelung ist demnach der organische Prozeß, der eben so wohl von innen heraus, als von außen herein geht. Die Phänomenologie des Geistes ist die höchste Morphologie, und die Metamorphose der Pflanzen ein Analogon derselben.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruh'n;
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

So treten die beiden Seiten des Lebens, die beiden Theile der Kunst in einem Dritten zusammen, woran sich hinwiederum der doppelte Bezug alles Seyns, auf sich

und auf anderes, offenbaret. Es kommt nur darauf an, daß wir diesen Gegensatz in allen Richtungen verfolgen und an uns selbst in seiner Wirksamkeit erfahren. Haben wir nun hauptsächlich die Seite der Erkenntniß und der vorzugsweise sogenannten Kunst im Auge gehabt, so ist doch alles Gesagte ebensowohl auf das sittliche Leben anwendbar. Auch hier ist nichts so gefahrvoll, und nichts führt so tief in die Sünde, als wenn der Mensch entweder bloß in sich lebt, und alles für sich behält, sey es auch von Hause aus anscheinlich noch so arglos und gut gemeint, oder wenn er ganz außer sich lebt, und aus einander geht. An der Aeußerung des Inneren ist aber gerade so viel gelegen als an der Innerlichkeit. Der Letztern wird gemeinhin ihr Werth zugestanden; aber nicht so dem Aeußeren. Daß das Gebet nicht im lauten Beten und Plappern, daß die Beichte nicht bloß in dem äußeren Bekenntnisse besteht, sondern zu dieser wie zu jenem innere, lebendige Anregung gehöre, das beherzigt Jedermann. Aber weniger wird die andere Seite anerkannt, nämlich, daß das Innere auch an den Tag kommen muß. Das ist nicht die rechte Beichte, wenn du deine Sünde bloß im stillen Herzen dir selbst bekennest; zur christlichen Beichte gehört auch die Selbstüberwindung, so schwer sie auch werde, deine Sünde nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen ohne Entschuldigung deinem Nächsten zu bekennen. Du täuschest dich, wenn du sie vor Gott zu bekennen, und dich vor Gott zu demüthigen glaubst, und doch nicht über dich gewinnen kannst, dich vor deinem Nebenmenschen zu demüthigen. Und so betest du auch nicht recht, wenn du die Hände nicht falten und deine Knie nicht beugen kannst. —

Wir verlassen unseren Text nicht, wenn wir die fremden Gedanken in unsere Sprache übertragen und an unsere Erfahrungen halten; vielmehr sind wir erst dann der Aneignung gewiß, wenn wir das Gelernte aus seiner ursprünglichen Form zu entlassen vermögen.

Wenn wir nun zurück blicken, so haben wir bis hierher aus jenen vielseitigen Lebensbeschreibungen eine Basis mit ihrer Spitze und mit drei Seiten gewonnen, und somit einen Tetraeder herausgebracht, worauf wir indessen den reichen Gehalt nicht zu beschränken gemeint sind, denn es ist genug, wenn diese Bemerkungen wenigstens einen Beitrag zur „Philosophie Göthe's" zu liefern im Stande sind.

Nun lernen wir erst erkennen, warum die Periode der Entwicklung herrlich zu nennen ist, „wo uns das „Faßliche gemein und albern vorkommt."

Jetzt sehen wir auch noch deutlicher, wozu die mancherlei Geheimnisse dienen sollen, woran nicht allein Wilhelm, der sich selbst mystifizirt findet, sondern mit ihm auch mancher Leser Aergerniß nimmt. Diese Geheimnisse und Mystifikationen finden sich wirklich im Leben selbst, wir werden mehr oder weniger von ihnen geleitet. Wer kann es läugnen, daß jeder Mensch unter solchen Geheimnissen lebt, und sich tagtäglich Mystifikationen gefallen lassen muß, die sich aber auch täglich mehr entwickeln und enthüllen? So findet er sich auch fortwährend in Widersprüchen, die sich eben sowohl immer wieder aufheben und ausgleichen; ja, das Leben bestehet recht eigentlich in dieser Auflösung, das Geistesleben wie das organische. So scheint auch der individuelle Lebensberuf einer Natur-Nothwendigkeit zu verfallen, und entwickelt sich doch zur Frei-

heit, deren Bedingung er ist. Das Geschöpf überhaupt ist, als geschaffen, unfrei, denn es ist, wie es ist, und ist doch zur Freiheit geschaffen. Das Leben selbst scheint zwischen der subjectiven und objectiven Seite des Tetraëders hin- und her zu schwanken, und vereinigt sich doch grade in beyden oder in der Aufhebung beyder. Und über allem diesem Leben und Weben waltet wieder ein geheimer Oberer, eine verborgene Macht. Der Tetraëder ist wieder von einem Zirkel umgeben, der sich zunächst im Leben als ein Geheimniß offenbart, welches der Dichter ebendeswegen mehr schweigend andeutet, als ausspricht. Der Zirkel ist eben — ein Zirkel, dessen Quadratur ihm widerspricht, er ist der Kreis des Lebens selbst, welchem nur der Begriff entspricht.

Aber hier bleiben wir für dießmal stehen, denn was in jenen Romanen von den verschiedenen Erscheinungsweisen der Religion und des Christenthums an uns vorüber geht, kann erst in der innersten Halle, welche dem Wanderer zur Zeit noch verschlossen bleibt, zum vollen Verständnisse kommen. Zwar kehrt der Wanderer nach Verlauf eines Jahres in die pädagogische Provinz zurück, „das allgemeine Fest zu besuchen, und zu sehen, wie weit sein Sohn vorwärts gekommen." Zwar war er auf diese Zeit vertröstet, „auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht zu werden." Aber er scheint nach diesem Jahre noch immer nicht darauf vorbereitet gewesen zu seyn. Wenigstens haben gerade „auf diesem Punkte den Verfasser die Manuscripte verlassen;" denn wir erfahren nichts von dieser letzten Einweihung, und Wilhelm wandert weiter, nachdem er seinen kleinen Sohn weniger „verworren, schwankend und unstät" als sich

selbst wieder gefunden hat. Aber möge nur dem Dichter selbst diese innerste dem Leiden und Sterben gewidmete Halle „des Jahres mehr als Einmal" geöffnet seyn.*) „Die göttlichen Tiefen des Leidens und Sterbens" sind so unerschöpflich, daß uns „jenes Martergerüst" durch den täglichen, ja stündlichen Umgang damit nie gemein oder gleichgültig, sondern nur immer bedeutender und heiliger werden kann.

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 147. 148. l. H. XXII, 27.

V.

Wilhelm Meisters Wanderbuch.

Nach den Reimen vor den Wanderjahren erster Redaction.

I.

1) Der Lehrling ist losgesprochen; er befindet sich bereits als Gesell auf der Wanderschaft. 2) Hier stürzt er von Schritt zu Schritt in Gefahren, Prüfungen, Versuchungen. 3) In solchen Anfechtungen sucht der Pilger Licht und Rath und Beistand. Und dazu wird auch Rath. Zwar pflegt er weder Bibel, noch Gesangbuch bei oder in und mit sich zu führen, um daraus vor oder in der Noth Stärkung und Erbauung zu schöpfen. Zwar pflegt er nicht im Gebete, nicht in der Andacht, nicht außerhalb seiner selbst bei Gott Kraft und Trost zu suchen. 4) Wohl aber weiß er, so oft sich Gefahr zeigt, 5) so oft sich hinter ihm wie vor ihm die Aussicht trübt und verfinstert, 6) in seiner eignen Brust und an dem Herzen seiner Freunde, in der Gemeinschaft der Guten und Weisen, Hülfe und Beruhigung, und einen endlichen Ausweg aus dem Labyrinthe zu finden.

Der Christ **betet**, denn es stehet geschrieben: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Christ pflegt auch zu **singen**: „Nun so will ich immer dar wachen, fleh'n und beten, und, vermehrt sich die Gefahr, immer brünst'ger beten." Aber unser Wanderer kehrt in sich selbst ein, als in seinen Grund, er sucht in sich und seines Gleichen den letzten Stütz- und Halt-Punkt. — Das In Sich gehen ist der Andacht entgegen gesetzt, die ihren Gegenstand zunächst nur **an** und außer sich hat. Der Mensch kann sich, in seiner Fortentwickelung aus seiner ersten Unmittelbarkeit, der **subjectiven** Seite seines Wesens, dem **Denken**, so wenig entziehen, als er dadurch von dem **Zuvorgedachten** los kommt. Erst so wird das Letztere dem Ersteren angeeignet.

Es ist wider die freie, vernünftige Entwickelung des Menschen, es führt zu **falschen Wanderjahren**, wenn der Pilger in der Unmittelbarkeit des Glaubens und Betens verstockt, und der Vermittlung sich entzieht, wozu er im eignen Herzen, und in der Gemeinschaft mit den Menschen die Fäden findet, welche wieder nach **Oben** leiten. Der Mensch kann nicht zurück, und zu vergangenen Lebens-Perioden umkehren, sondern sein Weg geht vorwärts.

II.

1) Indem ich diese Sinnesweise ausspreche, indem ich diesen Standpunkt des menschlichen Geistes zu entwickeln und darzustellen suche, komme ich in den wunderlichen Fall, 2) alte Schätze zu heben, und meine eigene

Vergangenheit zu vergegenwärtigen. *) 3) Diese alten Schätze sind freilich noch nicht das gediegene Gold selbst, sie sind nicht die letzte Stufe der Geistesentwickelung; es sind keine Ideale, die ich darstelle. 4) Aber die Schätze enthalten das Gold, ohne selbst pures Gold zu seyn; sie sind das Erz, aus dem das Gold hervor treibt, **) wenn ich es auch nicht selbst zu Tage fördere, sondern nur in seiner Mischung mit Schlacken und andern Metallen durchschimmern lasse. 5) Darum kann und muß jeder selbst das rohe Erz schmelzen, läutern, scheiden, 6) um gediegenes Gold und ein ihm gemäßes volles Gewicht zu erlangen, jeder nach seiner Weise. 7) Möge nur manches befreundete Wesen mit heiterm und unbefangenem Geiste 8) das Bild nach seinem Bilde prägen, und weniger seinen eignen Standpunkt nach dem dargestellten, als den dargestellten Lebensverlauf nach seinem eignen Sinne abmessen und umbilden, denn die Darstellung enthält eine Reihe von Stufen, auf deren einer sich jeder selbst finden kann. ***)

---

*) Vergleiche die Zwischenrede in Göthe's Wanderjahren: „Denn „wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Wertheste und Wichtigste auszusuchen, wie es „denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich seyn, und sie, auf „mancher Stufe des Lebens, erquicken und fördern könnte.“

**) Göthe's Werke. XIX, 307. l. H. XXVI, 307. „Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Kern zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit empor wachsen könne.“ — Ueber Kunst und Alterthum IV, 3. „Edel sind wir nicht zu nennen, denn das Schlechte, das gehört uns.“

***) In dem Vorspiele auf dem Theater zu Faust sagt der Schauspieldirektor weislich: „Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.“ In oder vielmehr vor den Geheimnissen verkündigt der Dichter: „Ein jeder soll nach seiner Lust genießen, für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.“ Auf diese Winke scheint sich auch gegenwärtige Umbildung fremder Gedanken berufen zu müssen.

Unwirkliche Ideale, Wesen, wie sie seyn sollten, *) würdest du hier vergeblich suchen. Hier findest du statt übersinnlicher sinnliche, statt vollkommener unvollkommene Menschen, statt poetischer Lügen nichts als Dichtung und Wahrheit, die schlichte, dichte Wirklichkeit in ihrem Werden und Wachsen, in ihrer Entwickelung und Fortbildung, die Wirklichkeit, welche die meisten über ihre eigenen Einfälle mit offenen Augen nicht sehen. Hier findest du nicht Hirngespinste, die der Mensch macht, sondern die thörichte Welt, wie sie Gott gemacht hat; **) keine erträumte Meisterschaft, die dem Menschen, wie Brahminengerechtigkeit dem Paria, kleidet, sondern eitel Gesellenschaft, wie sie, in den verschiedensten Weisen und Stufen, für ein gefallenes und immer von neuem fallendes Geschlecht geeignet seyn mag. — Das Erz ist gegeben, aber das Letzte, die Verarbeitung des Metalls, bleibt jedem selbst überlassen. Sein Gold muß sich jeder selbst ausmünzen, weil es sonst nicht sein Eigenthum werden könnte. Kann doch keiner in dem Andern mehr als sich selbst finden; darum hilft ihm auch die fremde Bildung nicht, wenn er sich selbst auszubilden versäumt. Jeder muß den andern in sich selbst, den fremden Gedanken in seine eigene Sprache übersetzen. ***)

*) Vergl. das Lied „Offene Tafel" überschrieben. „Viele Gäste wünscht' ich heut mir zu meinem Tische ꝛc." Göthe's Werke. I, 139. l. H. I, 151.

**) „Nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt; sondern die Welt soll vor dir stehn, wie Albrecht Dürer sie hat gesehn ꝛc." Göthe's Werke. IX, 357.

***) „Hemsterhuis Philosophie konnte ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte." Göthe's Werke. XXV, 267. l. H. XXX, 239.

III.

1) Fragt ihr mich nun auf das Gewissen, ob mein Sinn noch immer derselbe sey, den ich sonst gehabt habe, und nunmehro in dem pilgernden Gesellen vergegenwärtige, 2) so weiß ich keine bestimmte Antwort zu geben; ich kann es weder unumwunden bejahen, noch unbedingt verneinen. 3) Im Allgemeinen — das Allgemeine ist ein Fachwerk für vieles Besondere — im Allgemeinen oder im Ganzen 4) ist freilich mein Sinn, das bekenne ich offen, derselbe geblieben, der er gewesen, 5) ob er auch, als wär' er ein doppelter und tausendfacher, in den verschiedenen Perioden der Entwickelung verschiedenartig mich bewegt, 6) und bald beängstigt, bald erfreut hat. 7) Denn immer hat er, indem er sich hinüber und herüber bewegt, indem er sich eben so oft entselbstigen mußte, als er sich verselbstigt hatte, *) nach vielfachen Wandlungen und Läuterungen, nach den mannichfachsten Aeußerungen und Entfremdungen, 8) wieder ins Gleichgewicht sich gesetzt, und als derselbe, der im Anfang war, sich hergestellt.

Es ist noch das alte Herz, obwohl in weiterer Entwickelung, und in dieser hat es, nach vielem Irren und Schwanken, Zweifeln und Verzweifeln, endlich sein Hypomochlium und den Punkt gefunden, der zugleich der Ruhepunkt und der Bewegungspunkt ist. Wohl sehnt und bewegt sich das Herz nach wie vor, ja es kann niemals fertig werden, denn darin, im ewigen Werden, besteht alles Leben; aber es ist in die Sehnsucht und Bewegung Gleichmaaß, in die Unruhe Ruhe gekommen.

*) Göthe's Werke. XVIII, 222. l. H. XXV, 217.

IV.

Nachdem der Geist, der Pflanze gleich, so viele Metamorphosen erfahren, ist es leicht begreiflich, daß er eben so wenig als die Pflanze aus einem Momente der Gegenwart, sondern nur aus der ganzen in stetiger Flüssigkeit zu vergegenwärtigenden und bis zur jüngsten Gegenwart auszudehnenden Vergangenheit seine Verständigung finden kann.

1) Ehe wir daher weiter schreiten, 2) wende ich mich an dich, an die liebe Tochter, mit der ich meine gegenwärtigen Zeitgenossen und Leser, das zweite, ja das dritte nachwachsende Geschlecht begrüße und anrede. Aber zunächst ergehet an dich, meine Ottilie, die freundliche Ermahnung, still zu halten und dich umzusehen, 3) um von der vorüber eilenden Zeit, und von der hinter uns liegenden Vergangenheit, die bald redselig und offen, klar und verständlich, 4) bald stumm und verschlossen, ja pythisch und sphingisch sich erweiset, eine bestimmte Antwort und Aufklärung zu vernehmen.

5) Denn nur aus dem gesammten, frühern 6) und spätern, innern und äußern Lebensverlaufe, 7) nur aus deinem und meinem Innern, und aus unserm wechselseitigen Verhältnisse zu einander 8) kannst du den Dichter und Menschen in seiner ungetheilten Ganzheit erkennen und dir offenbaren.

Ein einzelnes Moment in der Gliederung, ein vereinzeltes Glied in der Kette der Entwickelung könnte dich in dieser Erkenntniß nicht fördern. Die Gegenwart kannst du nur aus der Vergangenheit, den Theil nur aus dem Ganzen begreifen lernen. Um ein Ein-

zelnes als ein Ganzes zu fassen, mußt du erst das Ganze als Eins gefaßt haben; um ein einzelnes Gedicht zu verstehen, mußt du erst den Dichter im Verlaufe seiner Entwickelung rückwärts kennen lernen. Um zu wissen, was ich bin, mußt du erst wissen, was ich gewesen. Dieß ist das Erste, aber es erweiset sich auch sogleich als das Letzte. Denn um zu erfahren, was ich gewesen, und bin, mußt du zuerst erforschen, was du gewesen, und bist; um mich zu verstehen, mußt du dich verstehen. Das Innere, in dem du zu lesen aufgefordert wirst, ist der Spiegel, in dem alles, was außer dir ist, sich abbildet und dir offenbaret. Dieß ist das Zweite; aber das Zweite setzt wieder ein Drittes als Erstes voraus, nämlich den nothwendigen Bezug, in dem du und ich stehen, wonach alle Wesen in Einem zusammen treffen, und wie Radien von Einem aus einander gehen, die prästabilirte Harmonie zwischen den unterschiedenen Individuen, den lebendigen, innigen und einigen Zusammenhang zwischen dem Innern und Aeußern, von welchen keines ohne das andere ist. Aber diesen Zusammenhang, die Harmonie der Wesen und Sphären, erkennst du nur, wenn sich das Wort offenbart, wenn sich das Moment aufthut, das zunächst zwei Wesen auf einmal berührt, und somit in lebendige Gemeinschaft und Wechselwirkung setzt. „Denn von außen und von innen ist gar manches zu gewinnen.“ *) Um also mit deiner Selbster-

*) Weimarische Festgedichte. 1818. S. 46. Vergl. S. 303, Heft 3, Band 1, in den Heften zur Naturwissenschaft.

kenntniß von dir zu mir zu kommen, mußt du dir nicht bloß offenbaren, was ich gewesen und bin, was du gewesen und bist, sondern was du mir gewesen und bist. Dieses ist das Dritte, welches sich als die erste Voraussetzung erweiset.

9) Mit diesen väterlichen Winken widme ich dir diese Lieder aus Dankbarkeit für die treue Theilnahme, in der ich für früher erduldete Unbilden Entschädigung gefunden habe. *) 10) Diese Gedanken mögen dich immer begleiten und geleiten, so oft du diese Lieder singst. 11) Es sind meine jüngsten Lieder, Kinder früherer Gesänge, die ältere Zeitgenossen gehört haben; **) 12) sie sind dir und den mit dir lebenden späteren Zeitgenossen gewidmet, dir zum Lohne für die Freuden, die du mir bereitest, für die Enkel, die du dem Vater schenkst, indem du die Knaben dem Sohne bringst, dem ganzen nachwachsenden Geschlechte für die fleißige Förderung dessen, was ich in der Jugend vergeblich gewünscht, und in meinem Alter von einer tüchtigen Jugend späterer Zeitgenossen in Fülle erhalte und genieße. ***)

---

*) Westöstlicher Divan. Einleitung zum besseren Verständniß. Göthe's Werke. Wien. XXI, 227. l. H. VI, 3.

**) Zueignung zur letzten Bearbeitung des Faust. „Sie hören nicht die folgenden Gesänge, die Seelen, denen ich die ersten sang.“ Mit dieser Stimmung scheint diejenige im Widerspruche zu stehen, die sich in der Einleitung zum besseren Verständniß des westöstlichen Divan Luft macht. Dort werden die Geschiedenen liebevoll in das Andenken zurück gerufen; hier werden eben dieselben fast angeklagt. Im Allgemeinen liegt jedoch in beiden Stellen und in unserm Texte der Sinn: daß die früheren Zeitgenossen die früheren Gesänge ohne die späteren, die sie nicht erlebt haben, nicht ganz zu verstehen im Stande waren, so wie die gegenwärtigen Zeitgenossen die späteren Lieder ohne die früheren nimmermehr durchdringen und sich aneignen können.

***) Göthe's Werke. St. u. T. XVIII, 276. l. H. XXV, 274.

Sind doch die jüngsten Lieder wie die Enkel! denn sie setzen ältere Lieder voraus, wie die Enkel Kinder.

V.

1) Aber wie ich nun den Blick auf die lange hinter mir liegende Vergangenheit zurück wende, empfinde ich von neuem und mit einem Male, was ich früher nach einander gelitten habe; nämlich die Bangigkeit, die Angst und Qual, womit die Zeit, in Stunden vereinzelt, das Herz beschwert und den Gedanken verwirrt. 2) Da wird mir, wie vormals, jede Stunde zu lang, weil ich nicht weiß, was ich damit anfangen, wie ich sie ausfüllen soll, das ganze Leben hingegen zu kurz, weil es zu verstreichen scheint, ehe ich mich besinne, wie ich es ausfüllen und benutzen soll, wie ich es anzugreifen habe, um es zu meinem eigensten Eigenthume zu machen. *) 3) Vergeblich sucht diese Bangigkeit äußerlich in der Zeit ihren Grund. Der Schade ist innerlich; er liegt im Herzen, in der Krankheit dieses Herzens, nämlich in der Sehnsucht. Nicht die Zeit, sondern das Herz liegt an der Zeit krank; es sehnt sich aus seinem gegenwärtigen Zustande, als aus

*) Was die Lebenszeit lang macht, das macht die einzelne Stunde kurz; was die Stunde verkürzt, das verlängert das Leben zu der Dauer, deren es bedarf. Was hingegen die einzelne Stunde zu einer unerträglichen Länge, zur Langweil ausdehnt, das macht das Leben — leer und mithin zu kurz. Hierdurch kommen folgende Parallelen unter sich und mit unserem Texte in Uebereinstimmung. Im westöstlichen Divan heißt es: „Was verkürzt die Zeit? Thätigkeit! Was macht sie unerträglich lang? Müssiggang!“ Das ist unerträgliche Stundenlänge; etwas anderes ist ausreichende Zeitlänge. In seinem Leben sagt der Dichter: „Die Zeit ist unendlich lang, und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.“ Göthe's Werke. XVIII, 212. Vergl. 280. l. H. XXV, 208.

einem Kerker, 4) indem es nach einem unbestimmten, unbedingten, namenlosen, unaussprechlichen, zukünftigen verlangt, das nirgends zu finden, denn alles, was sich wirklich finden und denken läßt, ist bestimmt, bedingt, begränzt, gegenwärtig. Weil der Gegenstand der Sehnsucht ein unbestimmter ist, weiß das arme, kranke Herz, indem es sich in das Blaue hinein sehnt, selbst nicht, wo es eigentlich hinaus will. „Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen?" *) 5) Aber so viel weiß und fühlt es, daß es aus seinen gegebenen, bedingten Verhältnissen sich heraussehnt nach anderen unbekannten, zukünftigen, 6) ja, daß es aus sich selbst heraus, aus seiner Haut sich losreißen möchte, und sich selbst flieht, indem es etwas anderes, als es selbst ist, unablässig zu suchen getrieben wird. An dieser unbefriedigten, ja sich selbst widersprechenden Sehnsucht ist es daher unmittelbar zu erfahren, daß das Herz sich selbst nicht genug ist. 7) Zwar kann es im Arme der Liebe und Freundschaft auf eine Weile Ruhe und Frieden gewinnen, 8) indem es, ohne es zu wissen, im Himmel ausruht. Es weiß nicht, daß es der Himmel ist, von welchem der Friede kommt; es bringt den Frieden auf die Rechnung der Liebe und Freundschaft, ohne zu erkennen, daß diese eben selbst im Himmel ihren einigen Grund haben. Oder es denkt vielmehr gar nicht, es hat sich in den Freunden vergessen. Aber die Versöhnung, die sich auf diese Selbstvergessenheit gründet, dauert auch nur so lange, als die Bewußt- und Gedankenlosigkeit. 9) Sobald das Herz wieder zu sich selbst, zur Besinnung kommt, und zum Bewußtseyn erwacht, wird

*) Göthe's Werke. I, 123. l. H. I, 134.

es immer wieder von neuem fortgerissen, denn „der Gedanke verkümmert die Gedankenlosigkeit, und seine Unruhe störet die Trägheit.“ — So wird es von innen und von außen fortgerissen, 10) ohne doch von der Stelle zu kommen. Es bleibt vielmehr auf demselben Punkte, von dem es sich losreißen wollte, in denselben bedingten Verhältnissen, die es flieht. 11) So bleibt es denn in allen seinen erfüllten und vereitelten Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen 12) — was es gewesen; es findet sich getäuscht und bethört, aber von keinem Andern, als von sich selbst, denn auf sich selbst hatte es sich aufzubauen versucht.

Du siehst jetzt, was das eigne Herz vermag, und die Einkehr bei sich selbst für Frucht bringt. Das unersättliche Herz verlangt nach allem; darum wird es durch nichts befriedigt. Nun findest du dich endlich getäuscht, weil du den letzten Grund in deinem eignen Herzen gesucht hast. Aber dennoch ist diese Einkehr, und die Niederfahrt der Selbsterkenntniß, die jene zur Folge hat, gesegnet; denn sie enthält die Nöthigung, nach so vielen stürmischen Bewegungen des unruhigen Herzens — abermals still zu halten, um dich weiter um zu sehen.

VI.

1) Wenn du jetzt mit dieser Einsicht neuen Prüfungen entgegen gehest, so erkenne darin das Schicksal, und im Schicksale das höchste Bewußtseyn, die Vorsehung, die den Grund und das Warum in sich hat, das du in dir gesucht hast. 2) Entsage nur deinem Herzen, *) —

*) Der Wanderer hatte schon beim Antritte seiner Wanderschaft dem Entsagen sich gewidmet; er ist bereits in alle Schmerzen des er-

so predigt diese Vorsehung, wenn du sie nicht überhörst — enthalte dich deiner Selbstheit, lerne dich selbst beschränken, und selbst überwinden; *) opfere dem Herrn und ergieb dich dem Herrn. Folge stumm, ohne Grübeln, im Glauben. Entschlage dich deiner eignen Weisheit; wenn Gott reden soll, muß der Mensch verstummen. **)

---

sten Grades der Entsagung eingeweiht. Er hat es weiter gebracht, als jener Eduard in den Wahlverwandtschaften, deren Inhalt, Sinn und Ausgang in den Worten enthalten ist: „Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt." Aber die Entsagung hat mehrere Grade. Den ersten Grad hat unser Gesell überstanden; indessen sieht er sich noch immer in Gefahr, „abermals schmerzlich geprüft zu werden." Er hat sich bereits manchen Wunsch versagt, mancher Leidenschaft enthalten, und strengen Regeln unterworfen; aber sich selbst und seinem Herzen zu entsagen, hat er noch nicht gelernt, wie denn Niemand darin auslernt. Noch ist sein Herz sein eigener Gott, und seine Freunde sind seine Götter. Wenn er den obersten Gott anerkennt, und anerkennen muß, so hat er doch andere Götter neben Ihm. Und so begegnet der Wanderer dem Dichter, wenn dieser von sich selbst bekennt: „ich hatte so viele wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich." — Jetzt soll sich aber auf einmal nach unserm kurzen Texte das selbständige Handeln um der Pflicht willen in kindliche Folgsamkeit um des Vaters willen verkehren, und der peripherische Einzelwille dem Centralwillen sich unterwerfen. Sein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! Dazu gehört aber, daß du deinem eignen Willen entsagst. — So pflegt eine lange Stufenfolge von Opfern voraus zu gehen, in welchen der Mensch, was er theures und werthes hat, dem Herrn darbringt; aber zuletzt muß es zu seiner Erlösung und Versöhnung dahin kommen, daß er sich selbst darbringt und opfert, wie es sich in dem letzten Opfer am Kreuze veroffenbaret hat.

*) „Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben die sauerste besteht, sich selbst bezwingt; dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen, und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!" Göthe's Werke. IX, 412. l. H. XIII, 177.

**) Die Paraphrase kann den Text zwar im Allgemeinen nach dem Sinne, aber nicht die damit unzertrennlich zusammen hangende Form wieder geben; es ist genug, wenn letztere nur angedeutet wird. Hier ist sie namentlich kaum angedeutet, und darum ist diese Note be-

Wie? Wenn? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich an's *Weil*, und frage nicht: Warum? *)

Die Enthaltsamkeit, welche dir der höchste Wille aufgiebt, sichert allein vor jener unbestimmten Unendlichkeit deiner Wünsche und Bestrebungen. Indem der ungestüme schrankenlose Trieb beschränkt und *bestimmt* wird, verwirklicht sich deine *Bestimmung*. Wer alles erreichen will, erreicht nichts; wer sich auf *eins* beschränkt, erlangt in diesem mit der Zeit *alles*.

VII.

Erkenne endlich deine Stellung im Universum; zur allgemeinen Schöpfung kommt das Geschöpf zu spät.

1) An der Welt ist nichts mehr zu machen, denn sie ist schon gemacht. 2) Es ist alles bedacht gewesen, ehe du gedacht hast. 3) Dir bleibt nichts übrig, als in das Glied der großen Wesenkette, das dir angewiesen ist,

---

stimmt, an Einem Beispiele ein für alle Mal das Ungenügende der weitläufigen Umschreibung zu rügen; wozu eben nichts gehört, als daß wir auf die beiden einfachen Verse unseres Textes zurück weisen. In den voraus gegangenen Versen hatte sich der *subjektive* Standpunkt des Geistes als grund- und bodenlos bekannt, und sich selbst aufgegeben, das Gefühl in dem Unendlichen sich verloren. Jetzt soll sich aus der Vernichtung der Subjektivität eine zweite Stufe der Geistesentwickelung, und zwar die entgegengesetzte, erheben. Dieß geschieht in zwei Zeilen. In der ersten bezeichnen die vier ersten Worte, unter Anerkennung des *Objektiven*, das außer und über uns ist, das *Schicksal*; die vier letzten Worte verklären es zur *Vorsehung*, in welcher sich die starre Objektivität wieder auflöset. In der zweiten Zeile bezeichnen wieder die vier ersten Worte unser Verhältniß und unser Verhalten zur Welt-Schöpfung, jenes als Theil zum Ganzen, dieses als Unterwerfung unter das Ganze; und der Schluß enthält in *zwei* Worten *beide Titel* des Romans mit einem Male, und hiermit den ganzen Sinn und Inhalt desselben.

*) Göthe's Werke. II, 212. l. H. II, 228.

frisch und muthig einzugreifen, nach dem dir gefallenen Loose deine Weise zu verfolgen, und die bereits angetretene Wanderschaft zu vollenden. 5) Für's erste bedenke nur das eine, daß Sorgen und Kummer das Unabänderliche nicht verändern, 6) wohl aber dich selbst aus dem Gleichgewichte schleudern können.

Wenn du zu handeln dich rüstest im stolzen Muthe die Summe des Guten zu vermehren, die Welt zu verbessern und zu vollenden, so bedenke demüthig: Die Welt ist schon fertig, und vollendet und vollkommen. Wolltest du nun das Handeln aufgeben, und auf der fertigen Welt gemächlich ausruhen, so bedenke hinwiederum: Die Welt ist nur in so fern fertig, als sie das Leben selbst ist, und das Leben ist nur als das ewige Werden, Wollen und Wandern. So sollst auch du leben und werden und wandern; und der Spur folgen, die dir vorgezeichnet ist. Dieses ist das wahre Handeln, das du nicht aufgeben kannst, ohne dich aufzugeben. Nur jene egoistische Freiheit hast du aufzugeben, die eine Reihe von Handlungen von selbst anzufangen sich brüstet. Gehorche dagegen der ewigen Nothwendigkeit, und lerne im Gehorsam die wahre Freiheit erkennen, in dem Leiden und Sterben Gottes Leiden und Tod als göttlich, das Widerwärtige, Verhaßte als nothwendig und förderlich verehren. *) Folge und füge dich den Sternen, unter deren Constellation du geboren bist. **)

---

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 135. 147. 248. l. H. XXII, 15. 26.

**) Göthe's Werke. St. u. T. XVII, 11. l. H. XXIV, 12. Der Anfang des Lebens und die Lebensbeschreibung enthält das voraus

VIII.

Bald wirst du auch weiter kommen; bald wirst du auch wissen, was du glaubst, erleben, was du weißt.

1) Enweri, jener heitere Geist, der in der Gegenwart lebt, der, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem Durchschauen, in der Wirklichkeit die Vernunft findet — beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war ihm Pflicht und Behagen, *) — Enweri lehrt uns, 2) was das Herz in seinen Tiefen in Uebereinstimmung mit der Vernunft in ihrer höchsten Entwicklung bejaht, und was daher jeder im Grunde des Herzens und auf dem Gipfel der Vernunft an sich selbst entdecken, erleben und erfahren kann. 3) Es ist eine Erfahrung, welche dir auf jeder Stufe deiner Entwickelung, auf jeder Stelle deiner Wanderschaft frommen und förderlich seyn wird; sie vermag alle Zeit- und Orts-Verhältnisse auszugleichen und aufzuheben. 4) Und diese alte große Lebensregel läßt sich in drei einfache Worte zusammen fassen: Geradheit, Urtheil, und Verträglichkeit.

Gehe geraden Wegs fürbaß, aber stumm, damit du hören, aufmerken, vernehmen, lernen lernst. Das war das erste. Aber dann lerne auch selbst sprechen, selbst urtheilen, — das ist das Zweite — nur daß du

---

bestimmte Loos, welches das Leben und die Lebensbeschreibung zu entwickeln haben. So ist der Mensch überhaupt geschaffen, um das, wozu er geschaffen ist, zu werden: beym Ersten sind wir unfrey, beym Zweiten werden wir frey.

*) Die Anmerkungen zum besseren Verständniß des westöstlichen Divans gedenken auch rühmlichst des Persischen Dichterkönigs Enweri. Göthe's Werke. Wien. XXI, 278. 291. l. H. VI, 54. 70.

neben dem eignen Urtheile auch fremdes bestehen und gelten lassest, — das ist das Dritte. —

Der gerade einfache Sinn*) des Aufnehmens und Glaubens, mit dem du deinen Weg stumm verfolgst, wird dir die Wahrheit und Wirklichkeit in ihrer ungetheilten Einheit und Lauterkeit offenbaren. Das ist der Segen des Glaubens.

Dem einfachen, ungetheilten Sinne steht die Theilung, Entzweiung bevor, das Urtheil. Durch das Urtheil wirst du dich und was außer dir ist, dein Verhältniß zu Gott und Welt, zu Himmel und Erde in seinem Unterschiede erkennen lernen, denn das Urtheil theilt und scheidet alles, was ist, in Subject und Prädikat. Dies ist die Wirkung des Wissens, die Blüthe des Verstandes.

Aber das Getrennte muß wieder versöhnt und vermittelt werden. Zuletzt wirst du begreifen, was du am Anfange geglaubt hast, — wie Gott und Mensch, Nothwendigkeit und Freiheit, Ewigkeit und Zeit in der innigsten und lebendigsten Verbindung stehen, wie sich das Selbstvertrauen und Gottesvertrauen, die Einkehr in eigner Brust und das Gebet, das Insichseyn und die Andacht, der Eigenwille und der allgemeine Wille gegen einander ausgleichen, und wie im letzten Unterschiede das Moment sich findet, das den Zwiespalt aufhebt und den Unterschied vermittelt, wodurch es eben zur Versöhnung, zur Liebe und Verträglich-

---

*) „Was willst du lange vigiliren, dich mit der Welt herum vexiren? Nur Heiterkeit und grader Sinn bringen endlichen Gewinn." Göthe's Werke. II, 238.

keit kommt. Dieß ist die letzte Frucht der Vernunft, die wahre Liebe.

In der Verträglichkeit sind Glauben und Wissen, Geradheit und Urtheil ausgesöhnt. Ueberhaupt sind alle einzelne, sich entgegen gesetzte, unvereinbare Meinungen vereinbart, die sich feindseligen Ansichten in der letzten Einsicht ausgeglichen, der gerade Weg mit den Seitenwegen verständigt. — Diese Verträglichkeit — Toleranz — ist das letzte Ergebniß des tiefsten Herzens und höchsten Hauptes.

Nunmehro vereinigen sich auch die drei unterschiedenen Ehrfurchten verträglich in Einer Gesammtheit. Die Ehrfurcht vor dem Ueberirdischen, die Ehrfurcht vor dem Irdischen und Unterirdischen, die Ehrfurcht vor dem Menschlichen, in welchem sich Himmel und Erde verbinden, sie vereinigen sich alle drei in der Ehrfurcht vor sich selbst. Aber diese letzte und höchste Ehrfurcht entäußert sich eben so wohl wieder in jene drei Ehrfurchten, als sie aus denselben hervor gegangen ist; welches denn zum ernsten Zeichen dienen kann, daß der Gegenstand dieser Ehrfurcht vor sich selbst nicht die Selbstheit oder der Eigendünkel seyn kann, wovor sie vielmehr bewahrt, ohne jemals wieder in das Gemeine herab gezogen zu werden. *)

IX.

1) Damit ich mich aber auf grader Bahn zum Urtheile und zur Verträglichkeit stufenweise entwickeln, den mir vorgezeichneten Weg verfolgen kann, bedarf ich der

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 136. l. H. XXII, 16.

Zeit! Die Zeit ist das große, gemeinschaftliche Erbe, von dem wir alle zehren, und ohne das wir nicht leben, werden, und wandern könnten. Sie erstreckt sich weit und breit; sie ist überall und überall ganz. Herrlich ist mein Erbtheil, denn es giebt mir volle Herrschaft über die Zeit; 2) sie ist der Acker, der meinem Besitze und meiner Benutzung unterworfen ist, ja sie ist mein Besitz selbst.

Früher war mir die Zeit eitel Stückwerk; aber jetzt erfahre ich, daß in jeder Stunde die ganze Zeit begriffen ist, wenn ich sie nur beherrsche, besitze, benutze, bebaue. Früher war mir die Zeit ein fremdes, äußerliches Wesen, als wenn ich ohne sie, und sie ohne mich seyn und bestehen könnten; aber nun erkenne ich in der Zeit mein Erbtheil, das ich zu meinem eigensten Eigenthume zu machen habe. — Es kommt alles darauf an, seine Zeit auszufüllen, keine Stunde unbenutzt vorüber eilen zu lassen.

X.

1) Darum rühre dich, 2) ehe die Nacht kommt! Denn der Heiland hat es selbst gesagt: „Ich muß wirken „die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag „ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Joh. 9, 4. vergl. Gal. 6, 10.

Hiermit scheint die Zeit von neuem in eitel Stück- und Blendwerk zu zerfallen, und mit der Zeit alle Realität unter zu gehen, denn der Tag endet in Nacht. Der rüstigsten Thätigkeit droht der Tod, mit dem alles Wirken aufhört; und die Hand, die sich zur Arbeit erhebt, lähmt der Gedanke an die allgemeine Vergäng-

lichkeit. Wie kann also die Aussicht auf die Nacht die Arbeit des Tages fördern? Wie könnte das Sterben Muth zu leben machen? —

Auf alle diese kleingläubigen Fragen ist die Antwort stillschweigend schon gegeben; denn eben darum hat statt meiner der Heiland das Wort genommen, der auch für mich und dich gestorben und auferstanden ist. War dieß nicht genug, um dem Tode Leben, und der Nacht Licht zu geben in der Auferstehung? — Wirke nur, wozu du gesandt bist! damit auch du, wenn die Nacht kommt, ausrufen kannst: Es ist vollbracht!

XI.

1) Allein gegen diese Aufforderung zu rastloser, ununterbrochener Thätigkeit erhebt sich noch eine Stimme, 2) eine Stimme, die einen guten Tag, einen Feiertag verlangt. 3) Das Verlangen ist nicht unbillig. Wer sehnte sich wohl niemals nach Ruhe und Erholung? wen verlangt es nicht, endlich ausgespannt zu werden? Wer würde denn nie müde? — Aber die Ruhe bleibt auch nicht außen; sie kommt nur nicht eher, 4) als nach der Arbeit, wie der Abend auf den Tag folgt.

Der Tag ist zur Arbeit, der Abend zur Ruhe bestimmt. Das Leben ist der Tag. Und der gute Abend der Ruhe erwartet jeden am Ende des Tagewerks, aber den am freundlichsten, der den ganzen Tag gethan. 5) Wenn freilich der Mensch seinen Beruf verfehlt, und in ein ihm fremdes Bereich geräth, wenn er nicht erkennen lernt, wozu er gesandt ist, wenn er nicht auf

seinen Platz kommt; 6) da wird ihm die Arbeit zum Zwange, da fühlt er nichts als sein Unvermögen. 7) Denn er ist von sich selbst getrennt, seine Lebensthätigkeit aus einander gerissen, denn er ist von seinem Berufe als von seinem eigensten Wesen geschieden. 8) Und so geschieht es, daß der Tag nicht ausgefüllt wird, und daß der Tag kein Tag ist, wozu bestimmtes, eigenstes Wirken erfordert wird.

Solches erfahre ich an mir selbst, so oft als ich von meiner eigensten Lebensthätigkeit abgezogen und zu einer mir nicht gemäßen Wirksamkeit genöthigt werde. — Mit dem allgemeinen Wirken, mit allgemeiner Ausbildung ist es nicht abgethan; das Wirken muß auch bestimmt, begränzt, die Ausbildung einseitig werden. *) — Träfe nur jeder sein besonderes Loos, so würde sich Niemand nach Ruhe, oder nach anderer Thätigkeit sehnen, Niemand den Tag zu lang und das Leben zu kurz finden, oder den müssigen Tag einen guten Tag nennen. Müssiggang, Arbeitsscheu, wechselnde Liebhabereien sind lauter Zeichen verfehlten Berufs. Aber diesen zu treffen, ist nicht so leicht, und glückt nicht immer sogleich; denn flüchtige Neigung und leichte Anstelligkeit in den Anfängen sind nur unsichere, ja trügrische Kennzeichen der eigentlichen Bestimmung. **)

9) Aber wo sich das wahre, eigentliche Bedürfniß aufthut, wo sich mir das geistreich aufschließt und offen-

*) Göthe's Werke. Wien. XXVI, 64. 65. l. H. XXI, 50.
**) Göthe's Werke. Wien. XXVI, S. 62 — 66. l. H. XXI, 49. Das Gespräch über die Erziebung zwischen Meister und Montan zur Einleitung in die pädagogische Provinz.

bart, was ich bedarf, 10) da stellt sich auch Lust und Vermögen ein. 11) Da frage ich nicht nach Ruhe, denn ich befinde mich in meinem Elemente, wie der Fisch im Wasser, da greif ich ein, es geht so scharf, 12) da hab ich meinen Tag; denn erst hiermit habe ich meine Zeit, mein Leben verstehen, ergreifen und mir aneignen lernen.

13) In dieser bestimmten Thätigkeit nach meiner Bestimmung, nach dem mir von der Vorsehung beschiedenen Berufe, erfahre ich an mir selbst, als das letzte und beste, daß ich mich nicht mehr an einem Orte befinde, der andere Orte neben sich hat und ausschließt, oder auf einem Platze, aus dem ich wieder auswandern müßte oder möchte. Nein! ich bin nicht mehr auf der flüchtigen Wanderschaft, ich werde nicht mehr von Ort zu Ort verschlagen. Ich fühle mich heimisch, ich bin zu Hause, des Auswanderns müde, dem Wandern ergeben, *) in immer fortschreitender Entwickelung werdend und strebend, aber ohne Unruhe. Hierdurch ist es geschehn, daß der Raum überhaupt nicht mehr in Orte, in hier und dort, in innen und außen, in oben und unten, in Himmel und Erde vereinzelt und zersplittert wird. 14) Wie mit dem Raume, so ist es auch mit der Zeit, die mir sonst so viele Angst und Bangigkeit verursacht hat. Nachdem ich meine Bestimmung gefunden habe, ist die Zeit, so lange ich mich in meinem Berufe bewege, nicht mehr in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in gestern, heute und morgen, in Stunden, Tage und Jahre vereinzelt, sondern sie ist alles mit einem Male, sie ist nicht mehr die Zeit, sondern die Ewigkeit. 15) Und solches alles ist

*) Vergleiche Friedrichs Erklärung über Auswandern und Wandern. Ebendas. 309 f.

geschehen, weil das Wort sich offenbart hat. Mit Einem Worte hat sich das Räthsel des Lebens gelöset, denn wem sich ein einiges Wort in seinem tiefsten Verständnisse aufthut, dem sind alle Worte aufgeschlossen, alle Dinge offenbart. Die Erkenntniß des Wortes im Geiste und in der Wahrheit ist zunächst die Offenbarung des besondern Berufs, in welchem sich der allgemeine Menschenberuf verwirklicht. Dieses geistreich aufgeschlossene Wort, in welchem sich das wahre Bedürfniß aufthut, dieses ist es also, 16) welches jene große Wirkung hervor bringt, die für die Ewigkeit ausreicht, und in der Zeit die Ewigkeit selbst findet.

Wem Zeit ist wie die Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit. *)

---

*) Hiermit wäre Jean Paul Friedrich Richters Neujahrswunsch im ersten Stücke des Morgenblatts vom Jahre 1824 zu vergleichen, denn hier hat er über die Zeitlichkeit des Lebens nicht allein Ottomars Klage ausgesprochen, sondern auch sein Trostwort hinzu gefügt, in welchem er, wie Johannes und Paulus, aber auf seine Weise, als Jean Paul, die frohe Botschaft verkündigt, die er vernommen hat. Darauf verweisen wir alle diejenigen, welche an der Zeit krank liegen, und wer wollte sich nicht zu dieser allgemeinen Krankheit des Menschengeschlechts bekennen, an der alle, mehr oder weniger, seltner oder öfter, zu leiden haben?

VI.

Geleitsbrief

zu den Wanderjahren in Bruchstücken.

Aus einem Kommentare zu den Versen vor den Wanderjahren.

In Göthe's Wanderjahren, besonders in der ersten Redaction, vermissen die meisten Leser den äußern und innern Zusammenhang, nämlich den stetigen Fortgang und Zusammenhalt sowohl der Geschichte als des Gedankens, ja wohl den letztern überhaupt, indem unter dem leichten, losen Spiele der Phantasie die einige Bedeutung, und unter dem Hin- und Herreden das bestimmte Denken zu vergehen scheint. In der That ergeht es dem Leser nicht besser als dem hin- und hergetriebenen Helden des Gedichts; und wenn jener die Irrlichter endlich einmal zu ergreifen sucht, aber nie erreicht, so theilt er sein Loos mit dem wandernden Gesellen, welchem auf der Höhe jener Klippe, „deren Gipfel nur einem einzigen stehenden Raum gab," das auf zauberische Weise nahe gerückte Ziel in demselben Augenblicke entschwindet, in welchem es ihm am nächsten zu seyn schien. Bald an die Wunder, bald an die Glaubenslehren des Neuen Testaments erinnert, werden wir plötzlich

wieder in die feine und unfeine Welt von heute, und aus dieser in die Mährchenwelt des Mittelalters versetzt; aber wir fragen: wozu? und warum? Wenn die einbilderischen Beziehungen zwischen Personen ungleichen Alters an die Wahlverwandtschaften zu erinnern scheinen, so fehlt doch der Geschichte der Ausgang, dem Gedanken das letzte Urtheil, der Schluß, mithin beiden das Beste.

Ueber die Reime, welche den Roman einleiten, sind dieselben Klagen zu hören. Wir vermissen nicht bloß den Zusammenhang der einzelnen Glieder unter einander, sondern auch die durchgehende Beziehung zu dem Romane, an dessen Spitze sie statt der Einleitung auftreten. Insbesondere scheint aber in den einzelnen Zeilen Sinn und Gehalt bald ganz auszugehen, bald muthwillig versteckt zu seyn, bald zwar offen da zu liegen, aber werth- und gewichtlos. Hier scheint es auf den Gedanken gar nicht abgesehen, vielmehr die Folge der Worte nach dem Reime zusammen gewürfelt zu seyn; dort besteht der offenkundige Sinn in alten, längst bekannten Gemeinplätzen, statt daß man etwas Ausgezeichnetes, noch nie Gehörtes erwartet, und „stark Getränk zu schlürfen" herbei geeilt ist; und wo sich der Sinn versteckt, scheint der Dichter selbst auf die Maske, auf die Hülle und Verkleidung mehr Werth gelegt zu haben, als auf das, was verhüllt wird. Ist dieß nicht dieselbe Verstellung, die in der pädagogischen Provinz an der dramatischen Kunst gerügt, und nur in jenem Festgedichte von dem bösen Geiste gepriesen wird, welcher sich freilich darin so wohl gefällt, daß er sie nicht bloß als den Reiz und Witz der Maskeradenfreuden, sondern als das einzige Medium des Lebens und der Offenbarung empfiehlt?

Solche und ähnliche, mildere und härtere, bestimmte und unbestimmte, ernstlichere und ironische Klagen gaben zu einem Versuche, jene Verse von Zeile zu Zeile, von Wort zu Wort zu erklären, und zum lebendigen Verständnisse zu bringen, die nächste Veranlassung. Dieser Versuch war der Unterhaltung eines geselligen Kreises gewidmet; er sollte zugleich als Einleitung zum Verständnisse des Romans dienen. Aber zunächst war es darauf abgesehen, nicht allein dem Sinne im Allgemeinen und im Einzelnen, sondern auch jedem Worte und Ausdrucke sein Recht anzuthun.

Der weitläuftigen Erklärung diente wieder eine kürzere Paraphrase zur Grundlage, um dasjenige zu sammeln, was der Kommentar zerstreut hatte. Diese Paraphrase ist vorstehend mitgetheilt worden. Die beigefügten Citate und Parallelstellen, so wie die Noten in und unter dem Texte, wovon jene durch Einrückung von der Paraphrase äußerlich geschieden worden, sind einzelne Bruchstücke der Erklärung selbst, aus ihrem lebendigen Zusammenhange herausgerissen. Eben dahin gehören auch die nachfolgenden Digressionen und Recapitulationen, die zu einer allgemeineren Mittheilung geeignet zu seyn scheinen, weil sie theils einzelne Ansichten, die in der Paraphrase nur angedeutet sind, näher entwickeln, theils Sinn und Zusammenhang zu noch besserer Uebersicht immer mehr concentriren.

Bei allen dergleichen Erklärungen und Auslegungen ist indessen nicht zu vergessen, daß dem Dollmetscher in der Regel nur der allgemeine Sinn zugänglich wird, und daß er daher auch nur diesen als das Organ ergreift, wodurch er mit dem Dichter in Gemeinschaft zu kommen

sucht; wogegen bei dem Letztern noch besondere Umstände und Lebensverhältnisse, oder besondere Eindrücke und Erinnerungen hinzutreten, wodurch er, ihm selbst mehr oder weniger deutlich, zu dem besondern Gedichte, zu dem gewählten Ausdrucke oder Bilde erweckt worden ist. Denn alles, was der wirkliche Dichter producirt, ist aus dem Leben hervor gegangen, und als Gelegenheitsgedicht zu betrachten, wie denn jeder allgemeine Gedanke erst durch die Besonderung zu Leben und Wirklichkeit kommt. So wären denn insbesondere in Göthe's Leben nicht allein die allgemeinen Grundzüge, sondern auch die speziellen Unterlagen und nächsten Veranlassungen zu seinen Werken, zu den größern und kleinern Dichtungen heraus zu suchen. Und so würde es z. B. eine eigene, sehr lohnende Beschäftigung seyn, aus jener Lebensbeschreibung die mannichfaltigen, mehr oder minder verwebten und verdeckten Fäden zusammen zu lesen, an welche sich die einzelnen Scenen in Faust zunächst anschließen, und daneben in Frankfurt die örtlichen Beziehungen, die einer oder der andern Schilderei zu Grunde liegen, in leibhaften Augenschein zu nehmen. *) Aber alle diese speziellen Beziehungen verhindern nicht, das Allgemeine, „das Innere, Ursprüngliche, Unverwüstliche," **) — den Sinn im Ganzen aufzusuchen und anzuerkennen; worüber sich namentlich unser Dichter noch neuerlich bei Gelegenheit der Kannegießerschen Auslegung der Harzreise auf das wohlwollendste und freundlichste ausgesprochen hat. ***)

*) Eichblätter. Zeitschrift für Deutsche Kunst, Wissenschaft, und Literatur. Erstes Vierteljahrheft, 1823, Nr. 38, S. 156.

**) Göthe's Werke. Stuttgart und Tübingen XIX, 101 .l. H. XXVI, 101.

***) Ueber Kunst und Alterthum, III, 2, 43. Göthe's W. l. H. XLV, 315.

Zu I.

Wie uns in der Regel am leichtesten der allgemeine Sinn zugänglich wird, und die spezielle Beziehung, die besondere Entstehung, die nächste Gelegenheit dazu fremd zu bleiben pflegt, so tritt uns hier umgekehrt zuerst die in der Zeit gegebene Veranlassung entgegen. Unser Wanderer kann nicht umhin, einen Seitenblick auf seinen frommen Pseudo-Vorgänger zu werfen, welcher mit geläufiger Terminologie den heiligen Namen im Munde führt, während er sich selbst zu seiner gottlosen Authenticität bekennen muß, indem er das, was er nicht gelernt, erst noch zu erwandern, und das Beste im stillen Herzen mehr und mehr zu verarbeiten sucht, ehe es laut wird.

„Glaube mir es wird die Zeit kommen, da wir uns „verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem „Ungläubigen. Hab' ich nicht eben das erfahren, als „Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht „den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken, „und daß ich Euch nicht einmal durch eine reine Experi-„mental-Psychologie meines Innern darlege, — daß ich „ein Mensch bin, und daß der Wortstreit nur daraus ent-„steht, weil ich die Sachen unter anderen Kombinationen „sentire, und drum, ihre Realität ausdrückend, sie anders „benennen muß." So schrieb einst Göthe an Pfenninger.

Will's aber Einer Anders halten,
So mag er nach Belieben schalten:
Nur soll er nicht das Handwerk schänden;
Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Zu II.

Der Dichter schildert den Menschen wie er ist, d. h. mit allen seinen Schlacken und Fehlern. So geschieht es, daß er in jeder Schilderung den Lesern einen Spiegel vorhält, in dem sie sich selbst erkennen können. Er hat wohl auch nach Menschen, wie sie seyn sollten, gesucht; es haben sich aber keine gefunden. Darum nimmt er mit den Sündern fürlieb, zu denen er sich ohnehin auch zählt. Aus diesem Grunde ist in der Note auf das Lied: „Offene Tafel" Bezug genommen, denn in diesem Liede finden wir, ob wohl auf andere Weise, eben so lustig als treffend, und eben so fein als wahr denselben Sinn ausgedrückt. Der ernste, tief ergreifende und das stolze Menschenherz demüthigende Hintergrund dieses auf der Oberfläche nur leicht berührenden, lustig neckenden Schwanks ist kaum zu verkennen. Die Grundlage des Liedes ist das Evangelium selbst, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der bibelfeste Dichter einmal die königliche Hochzeit und das große Abendmahl, Matth. 22, 2 — 14. Luc. 14, 12—24, aber auch zweytens die Ladung zum Weinberge an Alle, welche glauben und folgen wollen, Matth. 21, 31. 32. vor Augen gehabt hat.

Demohnerachtet ist der Dichter auch hierüber misverstanden worden. Mußte doch selbst der Weltheiland den Vorwurf hören: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen." — Aber die Gesunden bedürfen des Arztes nicht; den Armen und Kranken hingegen, die ihre Sünden bekennen, und Buße thun, wird das Evangelium gepredigt. In dem Gebete des Paria *) ist wiederum der-

*) Ueber Kunst und Alterthum IV, 3.

selbe Text in anderer Gestalt und Beziehung zu finden. Denn wenn sich gleich unser Dichter für sein ganzes Leben die christliche Terminologie versagt hat, weil ihm nach seinem eigenen Bekenntnisse deren Anwendung nie recht glücken wollen, so hat er doch in seiner Sprache das Evangelium gepredigt, und darum brauchen die Frommen seiner und seines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu seyn. *)

Zu V.

Der fünfte Abschnitt schildert in den ernstesten und rührendsten Tönen das Sehnen, Streben und Ringen des Herzens nach dem Unbestimmten und Gränzenlosen. Der letzte Gipfel dieser Sehnsucht ist zugleich die Ironie ihrer selbst; dieser letzte Gipfel ist hier erreicht, und darum erkennen wir in eben dieser höchsten Sentimentalität denselben Grundton, welcher in dem leichtfertigen Tischliede: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie ꝛc." auf die entgegen gesetzte Weise anklingt. Hier und dort wird die Unseligkeit und Haltlosigkeit des Unbestimmten, Unendlichen, zur Anschauung gebracht. In unserm Texte rügt der Dichter die Schrankenlosigkeit des idealen Nichtwissens mit den Worten:

ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;

in dem Tischliede mit dem einleitenden Ausrufe:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

---

*) Göthe's Werke. Stuttgart u. Tübingen, XIX, oder l. H. XXVI, 304. 305.

Aber in eben diesem Tischliede wird der unbestimmten Richtung — wenn anders von einer unbestimmten Richtung die Rede seyn könnte — sofort die Bestimmung und hiermit die wahre, reelle Richtung gegeben, die ideale Unbestimmtheit und Unendlichkeit mit der reellen Bestimmung und Endlichkeit abgewiesen.

Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang' und Glase — Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wenn wir uns zu ästhetischen Bemerkungen geneigt oder berufen fühlten, und diese nicht lieber jedem selbst überlassen möchten, so würden wir davon ausgehen, daß sich „Wein" nicht mit „hier" reimt, um demnächst den Scharfsinn an kritischen Muthmaßungen über die eigentliche Lesart zu üben und zu prüfen, indem wir die Fragen aufwerfen, ob und wie und warum der Dichter dem Reime geflissentlich ausweiche, den er etwa muthwillig angedeutet haben könnte, und ob es damit wohl gar auf die sentimentalen Seelen abgesehen seyn sollte, welchen in den ersten Zeilen ein geistiger Triumph der Empfindsamkeit verheißen, und gleich darauf, wo nicht zu Wasser, wo nicht schlechtweg zu Bier, doch zu schnödem irdischen Wein gemacht wird.

In den ersten Zeilen dieses fünften Abschnitts ist die Kürze des ganzen Lebens in dem schneidendsten Mißverhältnisse zu der Länge seiner kleinsten Theile empfunden und dargestellt. Anderwärts wird in gleichem Sinne die Kürze des Lebens in dem grellen Mißverhältnisse zu dem,

was darin zu thun ist, beklagt und zur Mahnung ausgestellt. So sagt klagend zu Faust der Famulus Wagner:

Ach Gott! die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben!

und er setzt erläuternd hinzu:

Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Höhnend sagt Mephistopheles dasselbe mit den Worten:

„Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang."

um den Doktor vollends zu überzeugen, daß er das nicht erreichen kann, was er erstrebt, und

daß von der Wiege bis zur Bahre
kein Mensch den alten Sauerteig verdaut.

Damit gelangt der Mensch aus dem Zweifel in die Verzweiflung.

Mahnend beginnt der inhaltsschwere Lehrbrief Wilhelm Meisters mit folgenden vier kurzen Sätzen:

„Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil
„schwierig, die Gelegenheit flüchtig."

Es ist wohl zu merken, daß dieser ganze Lehrbrief, welcher dem Jünglinge zur Beherzigung empfohlen wird, den ersten Grad der Weihe enthält, und den ersten Schritt zur Selbsterkenntniß anzeigt, indem es zunächst darum zu thun ist, nicht die Wunden der Menschheit zu heilen, sondern sie noch weiter aufzureißen, nicht die Lücke oberflächlich auszufüllen, sondern sie erst recht fühlbar zu machen.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß eben diese Worte aus des Hippokrates — Aphorismen-Weisheit ent-

lehnt sind. An der Spitze der Aphorismen wird zur Einleitung und Einweihung in die heidnische Weisheit das Aphoristische der Aphorismen, nämlich die Lücke, welche das Heidenthum offen läßt, und, auf die Spitze getrieben, selbst erkennt, aber nicht zu heilen vermag, freimüthig und unverholen anerkannt.

Neuerlichst hat Windischmann die pythischen Sprüche, womit Hippokrates seine Aphorismen eröffnet, mit folgenden Worten übersetzt: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der Augenblick dringend, der Versuch gefahrvoll, das Urtheil schwer.“ Und der Uebersetzer fügt hinzu, daß der alte Meister der Kunst nicht anders habe sprechen können, weil er, als Heide, das Licht vermißt, in welchem die Vernunft ihre Fülle und Wahrheit hat.

Zu VII.

Handle, aber im Dienste Gottes, im Gehorsam, folge! Dieß ist das Handeln, wodurch du die Welt verbessern kannst. Denn ob auch die Welt Gottes an sich, objectiv, fertig und vollkommen ist, mithin durch alle unsere Thätigkeit nicht gefördert werden kann, vielmehr solcher Dünkel ein für allemal aufzugeben ist; so wird sie doch für uns, subjectiv, besser, wenn sich unsere Thätigkeit als ein stummes Folgen, Ergeben, Gehorchen, Unterwerfen, Entsagen, wenn sich das Leben als ein freudiges Thun und Leiden, als Sterben erweiset. Die Welt ist eigentlich noch dieselbe, die sie vor dem Sündenfall war, das Paradies, welches Moses beschreibt; durch die Sünde ist nur unsere Ansicht dieser Welt und erst durch diese Ansicht die Welt selbst getrübt und verfinstert. Für

uns ist daher die an sich vollkommene Welt so lange eine Hölle, ein Chaos gräulicher Unordnungen und Widersprüche, bis wir es zur Entsagung, zum freudigen Gehorsam gebracht haben. Was an sich ist, das ist uns als solches fremd, nicht seyend: es wird erst unser Eigenthum, wenn wir es dazu machen. — Es ist unerlaßlich, diesen Gedanken so lange zu verfolgen und zu verarbeiten, bis er lebendig und wiedergeboren wird. Er deutet „den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar ist," und die aus der Entsagung hervortreibende Freudigkeit rascher That, welche Spinoza mit den Worten bezeichnet: **Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; nec eadem gaudemus, quia libidines coërcemus, sed contra quia eadem gaudemus, ideo libidines coercere possumus.** Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugendhaftigkeit, sondern diese ist jene selbst; der Glückseligkeit genießen wir nicht als Folge unserer Entsagungen, sondern wir entsagen in Folge des seligen Lebens, das wir in der Entsagung genießen. Was das heiße, ist zu Jena auf einem einfachen Steine in einem Fürstlichen Garten mit folgenden schlichten Worten durch Frage und Antwort erklärt:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut? —
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Und sagt nicht St. Paulus dasselbe in der Epistel an die Römer 6, 1. 2. 15. f.?

Zu X.

Beim zehnten Abschnitte begegnet uns auch in diesen Versen der Dichter mit der Bibel, und mit den Worten

der Bibel. Der Bibel ist er nach seinen eigenen Bekenntnissen seine sittliche Bildung schuldig. Hier wäre daher der Ort zu einer Digression, um das Christenthum unsers Dichters in das Licht zu setzen, und somit den Faden wieder aufzunehmen, den wir oben bei Gelegenheit des Liedes: „Offene Tafel" schon angeknüpft, aber auch wieder fallen gelassen haben. Allein wir begnügen uns, auf eine sehr gewichtige Stimme aufmerksam zu machen, die sich gegen das Christenthum eben dieses Dichters erhoben hat. Hiermit meinen wir nicht etwa die Kritik, die in den falschen Wanderjahren über diesen Text gegeben wird. Wir übergehen selbst Delbrücks Strafpredigten in der Schrift: „Christenthum," weil darauf in einer andern fast gleichzeitigen Schrift, obwohl nicht mit aller wünschenswerthen Ruhe und Milde, bereits geantwortet worden ist. *) Aber außerdem und früher hat sich in den Heidelberger Jahrbüchern, und in der Frankfurter Zeitschrift: „Eichblätter" **) ein wackerer christlicher Freund des Dichters als dessen Gegner vernehmen lassen. In dessen Rezensionen über Göthe's Lebensbeschreibung wird zugegeben, daß in dem immer kämpfenden, geistlichen Gemüthe des Dichters das Christenthum immer durchbrechen wolle; aber es wird auch behauptet, daß es nie zum vollen Durchbruche kommen könne. Es wird bemerkt, daß „man zuweilen glaube, die Lebensbeschreibung eines angehenden Gottesgelehrten

*) Ueber Göthe's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig, Hartmann, 1824. S. 285.

**) Heidelberger Jahrbücher, 1812, Nr. 15; 1813, Nr. 5. 6; 1814, Nr. 41. — Eichblätter, Zeitschrift für Deutsche Kunst, Wissenschaft und Sitte, erstes Vierteljahrsheft, Juli bis September, Nr. 30 bis mit 40.

zu lesen;" aber es wird auch hinzugefügt, daß überall das Weltkind die Oberhand behalte. Es wird wohl auch Hoffnung gelassen, ob etwa „die unruhige Magnetnadel ihren Pol noch finden werde;" aber es wird auch beklagt, daß sie ihn zur Zeit noch nicht gefunden, und daß der große Dichter noch jetzt „in unentschiedenem Kampfe" sich befinde, indem bei der ungemeinen „Mercurialität" dieses „allandergestalten durchlebenden" Geistes das Christenthum nie feste Wurzel habe schlagen können, vielmehr jeder neuen Erscheinung habe Platz machen müssen, und daher auch nicht der einige Mittelpunkt alles Wirkens geworden wäre.

Wie wir nun unseres Orts die tiefen Blicke, die dem Recensenten in Göthe's inneres Leben gelungen sind, als ob er es selbst gelebt und erfahren hätte, zu würdigen uns erfreuen, so können wir uns doch nicht zu seiner Ansicht über Göthe's Christenthum bekennen, ob wir uns gleich zu dem christlichen Glauben bekennen, den der Recensent selbst hier und sonst predigt, aber unserm Dichter nicht zugestehen will. Es ist indessen unsere Absicht, nicht diese Ansicht über Göthe's religiösen Charakter näher zu prüfen, oder zu widerlegen, sondern zur Prüfung zu empfehlen. Wenn sie irrig ist, so freut sich gewiß der Recensent zuerst seines Irrthums. Uns scheint wenigstens diese Ansicht von mancherlei Mißverständnissen getrübt zu seyn, und ein hauptsächliches Mißverständniß mag darin liegen, daß das Leben Göthe's nicht genugsam als Phänomenologie des Geistes gefaßt worden ist. Der Verfasser versichert zwar, daß er nicht vergesse, „das Gewesene vom Jetzigen historisch zu unterscheiden;" aber es scheint ihm damit doch nicht überall gelungen zu seyn. Wenn die Zeit, in wel-

cher Göthe geboren und erzogen worden, als ächt christlich, als an Gottes Wort und Erlösungswerk haftend gerühmt wird, so dürfen wir darüber nicht vergessen, daß der Dichter auch die Zeit der sogenannten Vernunft-Religion und aller neologischen Bestrebungen durchlebt hat. Wenn er nun als ein Kind der Zeit auch den Unglauben und den Rationalismus der Zeit innerlich wie äußerlich erlebt und erfahren hat, so fragt es sich, ob er das Unwesen nicht auch überlebt und überwunden, ob er das läuternde Feuer bestanden habe oder darin untergegangen sey? Wenn er nicht ausgekämpft hat, — denn wo ist der Lebendige, der seinen Kampf ausgekämpft hätte? — so folgt daraus noch nicht, daß er in unentschiedenem Kampfe sich befinde. Wenn er bald geistlich, bald weltlich, bald fromm, bald leichtfertig, bald ernst, bald spashaft, bald warm, bald kalt, und immer ein anderer ist, so kommt doch alles aus Einem festen Mittelpunkte. Und wenn er sich in der Gesellschaft Lavaters und Basedows, und bei dem Diner zu Koblenz als ein schnödes Weltkind giebt, oder bei dem Fräulein von Klettenberg als einen Heiden, oder als einen Unwürdigen, für den der Herr nicht gelitten, sich selbst bloß stellt, so liegt darin mehr Richtung zum Christenthume, als in dem allzuschnellen, nach der Terminologie vollkommenen bibelgerechten und unbedingten Bekenntnisse zu dem geoffenbarten Worte Gottes, ehe daß es durch eigne innere Erlebung und Erfahrung zur individuellen Offenbarung und Verständigung gekommen.

Rekapitulation.

Die Entwickelung des menschlichen Geistes, d. h. die Errettung aus dem Sündenfalle geschieht stufenweise. I) Im Verlaufe derselben erhebt sich der subjective Standpunkt, welcher dem Menschen auf eine Weile allerdings volle Befriedigung, und wohlgefällige Selbstgenügsamkeit, und das stolze Gefühl eigner Verdienstlichkeit gewährt. Demohngeachtet enthält er das Moment, welches den Menschen erst zum Menschen macht. Erst als Selbstheit wird die Subjectivität zur Wurzel aller Sünde. II) Aber in eben diesem subjectiven Standpunkte muß der Dichter selbst eine verlaufene Periode seines Lebens erkennen. III) Ja, er muß sich, wenn er sich ohne Schonung prüft, wenn er aufrichtig der Wahrheit die Ehre giebt, noch jetzt, obwohl nur bedingt, dazu bekennen, denn es ist und bleibt derselbe Geist, der die Wandlung bestanden und täglich die Versuchung von neuem besteht. IV) Der Geist ist aber nicht ein einzelner Moment seiner Entwickelung, sondern die Gesammtheit aller einzelnen Erscheinungsweisen seiner selbst, wodurch er erst an und für sich wird. V) Eine einzelne Stufe der Geistesentwickelung gewährt für die Dauer keine Befriedigung; der Stillstand der Entwickelung zerreißt und vereinzelt die Zeit in ihre abstracten Momente, denen Wesenhaftigkeit und Ganzheit fehlt; die Subjectivität, isolirt, verflüchtigt sich in das Namenlose zur Sehnsucht, zum Zweifel, und zur Verzweiflung. VI) Wenn der Mensch diese Periode überstanden hat, so wendet er sich, um anderwärts einen festen Haltpunkt zu erlangen, zu dem, was außer und über ihm ist, zum Objectiven, bis er in diesem das Urbewußtseyn, als Selbstbewußtseyn, das Subjective, wieder findet, und somit, grade auf dem

Wege der Entsagung der Selbstheit, zum absoluten Selbst gelangt, dem er stumm folgt, VII) und ohne Grübeln, ohne Dünkel, sich willig unterwirft, als das Einzelne dem Ganzen, als der Knecht dem Herrn, wodurch das verlorne Gleichgewicht wieder hergestellt wird. VIII) Und dieses ist eben, was Noth thut, daß du die Bahn deiner Entwickelung aus der Selbstheit zur Selbstverläugnung geraden Weges verfolgest. Dieses ist das erste, denn wer grade geht und steht, der sieht die Welt, wie sie ist, und lernt sich selbst kennen, aber wer auf krummen Wegen geht, der weicht sich selbst und der Wahrheit aus. Hieraus folgt das zweite, daß du urtheilen lernst, d. h. daß du in allen Spaltungen die Urtheilung erkennest. Aber das letzte ist, daß du aus dem Zweifel zur Wahrheit, aus der Sünde zur Sühne, aus dem Streite zur Verträglichkeit, zur Liebe und Versöhnung erhoben wirst. IX) Wenn sich auf diese Weise das Einzelne mit dem Ganzen versöhnt und ausgeglichen, wenn sich das Seyn als das ewige Werden, das Werden als Thätigkeit, die Thätigkeit als Gehorsam, der Gehorsam als die Freudigkeit des Glaubens und der Hoffnung in der Liebe erwiesen hat, so kommt auch die anfänglich zersplitterte Zeit zu ihrer Einheit und Bedeutung als das Medium jener Thätigkeit, und als die nothwendige Erscheinungsweise der Ewigkeit selbst. X) Mit der Zeit verklärt sich auch der Tod als die Nacht, die alle Thätigkeit als eine besondere aufhebt, aber als allgemeine aufbewahrt; und eben deßhalb zur Thätigkeit in der Zeit antreibt, weil ohne diese keine lebendige Allgemeinheit erblüht; XI) denn nur durch Beschränkung und Concentration wird das Thun zur Freude und die Zeit zur Ewigkeit.

Summa.

Es ist ein Höchstes und Letztes, wozu die Menschheit im Laufe ihrer Entwickelung gelangen kann. Dieses Letzte ist das Christenthum; aber das Christenthum besteht weder in Singen und Beten, noch im Denken und Begreifen, weder im Glauben, noch im Wissen, sondern in der Thätigkeit. Und die Thätigkeit besteht wieder nicht in dem Handeln und Wirken, das dem Beten und Denken entgegengesetzt ist, sondern in dem Handeln nach dem Willen Gottes, wodurch das Gebet und der Begriff in die Gesinnung und durch die Gesinnung in das Leben, in Saft und Blut übergehen. Das Christenthum ist der Glaube, der in der Liebe thätig wird, und darum offenbart sich die Thätigkeit des Glaubens als Verträglichkeit; „die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles; sie suchet nicht das Ihre," denn es giebt keine thätige Liebe ohne Selbstverläugnung. Die thätige Liebe bleibt nicht in der Gesinnung stecken; sie ist das Beten, Denken, und Arbeiten zumal, sie ist alles mit einemmale, sie ist es aber nur durch Entsagung, d. h. dadurch, daß sie nur Eines, aber dieses ganz ist; und so ist sie es auch, wodurch die Zeit aus der Vergänglichkeit und Eitelkeit ihrer vereinzelten Ausmessungen erlöset und zur Ewigkeit verklärt wird.

Thätig Ihn preisenden
Liebe beweisenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Im Anfang war das Wort, der Sinn, die Kraft, — die That.

Doch zu dem Selbstverständniß
Ist auch wohl noch ein Rath;
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That.

Und nun, auf einmal hat er's los,
Wie man das Beste kann:
Nicht ruhen soll der Erdenkloß,
Am wenigsten der Mann!

VII.

XXIII, 71.

Die neue Melusine.

Ein Mährchen.

Es war in der Laube zu Sesenheim, zur Nachmittagszeit, unter den anmuthigsten Verhältnissen, an der Seite Friederikens, — der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer, — der Jüngling hatte eben seinen ersten Besuch in der Pfarre zu Sesenheim gemacht, er befand sich bereits in der zweiten Verkleidung, — als er zum erstenmale das Mährchen vortrug, welches er hernach unter dem Titel, „die neue Melusine" aufgeschrieben, und später den Wanderjahren einverleibt hat. Er erinnert selbst, daß er den hauptsächlichen Eindruck der mündlichen, persönlichen Mittheilung zuschreiben müsse, denn „der Mensch ist eigentlich nur berufen, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Misbrauch der „Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der „Rede."

„Zum neuen Paris verhält sich das Mährchen,“ so sagt er selbst, „wie ungefähr der Jüngling zum Knaben.“ Dem Jünglinge gelang auch, „was den Erfinder „und Erzähler solcher Produktionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reitzen, die Erwartungen zu „täuschen, durch das Seltsamere, das an die „Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, „zu rühren, und endlich durch Umwendung eines „scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern „Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu geben.“

Alle diese Wirkungen hatte in Sesenheim die launige Erzählung des muntern Jünglings hervorgebracht: und sie werden nie ganz ausbleiben, so oft sich das tolle Mährchen wiederholt, welches wir hier aus dem Munde eines vielgewandten, vielversuchten Barbiers vernehmen. Und wenn der Verstand gleich Anfangs zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel gereitzt wird, so ist das Letzte, daß er immer wieder von Neuem zu fernerm Nachdenken reichhaltigen Stoff erhält und aufnimmt.

So fragen wir auch jetzt: Ist's denn auch wahr, was der verschmitzte Barbier erzählt, und was früher ein loser, verkleideter Bauernbursche erzählt, und mitten im Erzählen erfunden hat? Dürfen wir einem jungen Menschen auf sein ehrliches, hübsches Gesicht trauen, einem Menschen, den eine Mystifikation zur andern reitzt, und der es im Alter nicht viel besser macht? Aber was ist

denn überhaupt unter der Wahrheit eines Mährchens, unter der Wirklichkeit eines Gedichts zu verstehen?

Ein Mährchen kann wahr seyn, und bleibt doch ein Mährchen, jedes Mährchen ist ein Räthsel, dessen verborgener Sinn seine Wahrheit ist; umgekehrt kann eine Geschichte mährchenhaft seyn, und bleibt doch eine wahrhafte Geschichte. Ist doch nichts ohne Räthsel, auch das Gewisseste hat seine mährchenhafte Seite. Der Barbier erzählet wunderliche Lebenserfahrungen wie Mährchen im stillen Sinne, er verschweigt den Sinn, daß er errathen werde, und die Menschen nehmen ihn um so lieber auf, wenn sie ihn selbst gefunden zu haben glauben. Dieser stillverborgene Sinn des Mährchens ist sein innerster Reitz: wir dürfen um so gewisser darnach fragen, als sein verschlossenes Daseyn gleich zum Eingange bevorwortet wird.

Aber der Barbier bekennet auch, daß ihn die erlebte Geschichte noch immer in der Erinnerung unruhig mache, denn sie erinnert ihn an die damit berührte Geisterwelt, die uns jederzeit mit einiger Scheu erfüllet: er bekennet zugleich, daß ihn diese selbst erlebte Geschichte eine endliche Entwickelung hoffen lasse, woraus wir sehen, daß ihm selbst der Gedanke seiner Erfahrung noch nicht völlig sich erschlossen hat. Wird er sich nun uns eröffnen? Uns hat wenigstens die Geschichte, in welcher das Mährchen Platz gefunden, weiter, als ihn geführt; um es besser übersehen zu können. Dazu kommt, daß es mehr als einen Sinn zu bergen scheint, und sich mithin wenigstens theilweise errathen, ja auf verschiedene Weise lösen läßt indem der nächste Sinn den entfernteren, aber auch der letzte den ersten, eine einzelne, bestimmte Erinnerung andere Beziehungen, so wie umgekehrt die all-

gemeine Bedeutung die besondere nicht ausschließt, denn ein Mährchen soll an nichts und an alles erinnern.

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

Nach Wilhelm Meisters Lehrbriefe, welcher aus Makariens Archiven entlehnt ist, lernt der ächte Schüler aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und die Weissagung bestehet darinne, daß sie aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, und den Sinn des Sinnlosen erkennet.

Um uns nun zunächst an das Bekannte zu halten, hätten wir uns vorerst die Lehr- und Wanderjahre wenigstens in ihren allgemeinsten Umrissen und Hauptbeziehungen zu vergegenwärtigen, denn das Mährchen ist hinein gewebt.

Hier sehen wir vom Anfange bis zum Ende alles leben und weben, das Leben wird immer lebendiger, und muß sich immer mehr verwickeln und durch einander spinnen, um sich demnächst gemeinsam zu entwickeln und zu entspinnen, und zuletzt verliert sich das in einander übergreifende Leben und Weben recht eigentlich in das regsamste Treiben einer großen Weberey, in welchem überall ein Gedanke heraus sieht. Und wirklich ist's

— mit der Gedanken Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Da kommt der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßte so seyn.

Dazu bleibt aber dem von Mephistopheles verspotteten Philosophen kein anderes Mittel übrig, als daß er die einfachsten Grundfäden des Gewebes aufsucht, die jeder aufmerksame Leser selbst entdecken kann.

In dem vorliegenden verwickelten Gewebe sehen wir viele Menschen auf den entlegensten Umwegen ihren Lebensberuf aufsuchen: der eigentliche Beruf ist nicht so leicht zu finden, er läßt sich auch nicht willkührlich, wenigstens nicht auf die Dauer verändern und bestimmen, denn es ist jedem sein Beruf angeboren, und darum findet auch der Mensch erst in dieser seiner besondern Bestimmung sein wahres Verhältniß zum Ganzen. Wer hätte erwartet, daß Wilhelm Meister, der ausgegangen war, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich gefunden hatte, zuletzt als Chirurgus seine Bestimmung finden würde, und daß er dadurch das Werkzeug zur Rettung seines Sohnes werden sollte? Wer hätte gedacht, daß Philine als Schneiderfrau, Lucie als Nähterin, Friedrich als fertiger Geschwindschreiber, Jarno als Montan, Lenardo als Webereybeflissener enden würden?

Je weiter wir fortschreiten, desto deutlicher erweiset sich dieser Lebensberuf als der magnetische Rapport des Individuums zum Universum, und so erscheinen zuletzt in höchster Steigerung zwei mystische Personen, eine ätherische im Rapport mit dem Sonnensysteme, in der wir den unsichtbaren Mittelpunkt der mannichfaltigen geheimnißvollen Verbindungen entdecken, und eine terrestrische, welche die unterirdischen Heimlichkeiten im Schooße der Erde magnetisch fühlt, weil sie in einem geheimen Bezuge dazu steht und still darauf horcht.

Zugleich lernen wir in diesem hellen Spiegel der Wirk-

lichkeit desto deutlicher erkennen, was längst bekannt ist, nehmlich daß die Erde, so weit sie bekannt, auch bereits in Besitz genommen ist, während sich die Menschen, die auch davon leben wollen, tagtäglich vermehren. Darum kommt es immer mehr darauf an, den Entsagenden und Wandernden zu folgen, indem wir uns einerseits beschränken, andrerseits ausdehnen lernen. Hierzu gehört aber, daß wir eines Theils das Gegebene durch bessere Benutzung vervielfältigen lernen, um im Lande zu bleiben, anderseits das Nichtgegebene suchen, und zu dem Ende auswandern, neues Leben im todten Stoffe zu erregen, und die Auferstehung im Gebeinhause zu befördern. Sicherlich würde es für Alle genug zu thun und zu leben geben, wenn sie nur erst ihren Beruf kennen und üben lernten. Daß es so schwer hält, sich selbst, und an sich selbst den individuellen geheimen Bezug kennen zu lernen, liegt darinn, daß zu der Selbsterkenntniß auch die Erkenntniß des Andern, zu dem wir in Beziehung, in Verkehr treten sollen, nothwendig erfordert wird. Ist aber einmal der Beruf gefunden, so steigert er sich immer mehr zur Kunst, theils durch Beschränkung, theils durch Erweiterung.

Wenn die Jugend, als die heitere Schwelle des Lebens, in den Lehrjahren hauptsächlich den freien Künsten sich zuneigt, so bestimmt sich die spätere, ernstere Lebenszeit in den Wanderjahren für die strengeren Künste: hier müssen wir sogar mit Lenardo weben lernen um leben zu lernen.

Diese einfachen Lebenserfahrungen entwickeln sich an diesen Geschichten so einleuchtend, daß man meinen sollte,

alle Leser würden tausendstimmig einstimmen, wenn die Verbündeten ihr traulich Werk-Lied singen.

G. W. letzter Hand. XXIII, 162. 163.

Es wäre ferner zu beachten, wie in Folge dieser Lebensregeln, welche jeden Beruf, jedes Handwerk durch seine gemäße Ausbildung zur Kunst adeln, die unterschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft aus ihrer todten Abgeschlossenheit hervor gehen, und zu neuem Leben in Flüssigkeit gesetzt, verjüngt und regenerirt werden, indem sie sich mittheilen und in einander übergreifen.

Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Garten-Zaun,
Auch der Nachbarschaft vertrau'n.

Hier ist ein neues, frisches, gesundes Leben ausgegossen über die Unterschiede der menschlichen Verbindungen, daß sie sich an einander halten, und ohne Rückhalt sich gegenseitig auseinander ergänzen zu fröhlichem Wachsthum und Gedeihen. Die Spaltungen werden zu Unterschieden, die Unterschiede zu Verbindungen: alle Stockungen weichen, es regen sich alle Organe, deren Gliederung schon abgestorben, deren Entwickelung mitten im Leben erstarrt und sitzen geblieben zu seyn schien. Solche Aussichten stärken das Auge, wenn es sich an den dürren, farblosen Erscheinungen des Tages krank und matt gesehen, sie erquicken, wie grüne Wiesenflächen, von Blumen bunt durchwirkt im reichsten Farbenschmucke und im Glanze blinkender Thautropfen, unter den Strahlen der ersten Morgensonne, das Auge des Städters heilen und erfrischen. Aber noch sehen wir nur den Anfang in einzelnen Ver-

bindungen verschiedener Stände, die weiteren Folgen schimmern nur aus der Ferne der Zukunft herüber.

So ist auch nur leise, fast zu leise, zu zart das allerzarteste und heiligste Verhältniß berührt, gleich als sey auf der schon in Besitz genommenen Erde kein Raum dazu, und unter den mannichfachen, bedauernswerthen Verirrungen und leidenschaftlichen Verwirrungen eines natürlichen Lebens, welche der Dichter nicht verschweigen darf, keine bleibende Stätte dafür. Aber wie auf der einen Seite eine falsche Schaam nicht abhalten konnte, auch die Flecken und Gebrechen, welche sich an den liebsten Personen zeigen, in Hoffnung endlicher Entwirrung und Entsündigung offen mitzutheilen, so ist auch andrerseits diese Hoffnung und der feste Grund solcher Zuversicht vielfach angedeutet. Wir werden im Verlaufe der Handlungen und Begebenheiten immer mehr darauf hingewiesen, daß der Mensch auch in seinem eigensten Lebensberufe nicht Genüge finden, ja, daß er seinen Lebensberuf selbst, und in ihm sein individuelles Verhältniß zum Ganzen, und in diesem Verhältnisse das Ganze selbst doch nicht finden kann, wenn sich ihm nicht zugleich sein Verhältniß zu Dem, in dem wir leben, weben und sind, seine Stellung zu Dem, der über, mit und in uns ist, nach seiner Wahrheit immer deutlicher und versöhnender erschließt. In der Entwickelung dieses Verhältnisses liegt der Grund und das Ziel des menschlichen Lebens; daraus erklärt sich die Unruhe des Herzens, das Ruhe sucht und nur in Ihm findet. Das höchste Ziel der pädagogischen Provinz ist die Erziehung zur Religion nach den drey Glaubensartikeln. Der Dichter legt hier ausgebildet eine Ansicht nieder, die ihn schon als Jüngling in den zwo wichtigen biblischen Fragen un-

ter dem Mantel eines Landgeistlichen in Schwaben beschäftigt hatte. Diese tiefste Seite des menschlichen Lebens hat ihre unterschiedenen Formen und Stufen, denn überall haben sich die Fußstapfen des ewigen Weltgeistes und die Spuren seiner Offenbarung erhalten, welche sich wohl trüben, aber nicht verlieren, und zuletzt zu erwünschter Klarheit und Wahrheit entwickeln; aber die Wahrheit läßt sich nicht aufdringen, es ist ein glücklicher Augenblick, in dem sie Eingang findet. „Man fühlt Einen Augenblick," sagt der Dichter in seinem fast vergessenen Pastoral-Schreiben, „man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist ent„scheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat „sich vorbehalten ihn zu bestimmen. Es war eine Zeit, „da ich Saulus war, Gott Lob, daß ich Paulus wor„den bin. Gewiß ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr „läugnen konnte."

Aber so leise und heimlich auch die Andeutungen sind, welche das innerste Leben der Religion betreffen, wie denn die Menschen selbst nichts so heimlich zu halten pflegen, als das Beste, so treten doch auch mehr als einmal aus dem allgemeinen verborgenen Hintergrunde, wie zum Vorspiele, einzelne liebliche Scenen eines menschlichen, näher eines häuslichen Zustandes hervor, der, „auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten wird, nicht zu eng, nicht zu weit;" nicht so eng, wie in dem Kreise der lieben, frommen Aeltern und Schwiegerältern Nachodinens, nicht zu weit, wie in dem heillos zerrissenen Haushalte Odoards, denn der Mensch muß sich ebensowohl zu beschränken, als zu erweitern verstehen. Beiläufig gesagt: die Darstellung dieser verstörten Lebenszustände in Odoards Hause ist ein Wunder

der Kunst: auch die Form ist aus allen Fugen der Ordnung und Zeitfolge herausgetreten und gleitet doch in den zierlichsten Weisen des Ebenmaaßes innerhalb der Wellenlinien des Schönen dahin. — So kann keiner die traurigsten Lebensverirrungen schildern, wenn ihn nicht die Aussicht auf endliche Entwirrung und Wiederbringung des Verlorenen aufrecht hält und belebt. —

Später finden wir tief in dem betriebsamen Gebirge, welches Lenardo besucht, ein junges Paar, welches aus Ueberdruß an der so oft ohne inneres Leben wiederholten heiligen Sprache der Frommen am Ende mit der Form auch den positiven Inhalt des Christenthums selbst wegwirft, und mit einer daraus abgezogenen Moral sich abfinden zu können meint. Und hier ist es der Wanderer, der sonst weder zu singen, noch zu beten pflegte, Wilhelm Meister ist es, der ihnen das Schwankende in ihrer religiösen Denkweise aufdeckt. Er hatte inmittelst selbst, wie im Traume, die hülfreiche Hand erfahren, die den Menschen ergreift, wenn ihn der Abgrund zu verschlingen droht, die Hand, die ihn, im Augenblicke der Noth, zugleich der Gefahr und dem — geträumten Erden-Glücke entreißt. Vor diesem Abgrunde warnet er jetzt ein liebendes Paar, indem er auf die hülfreiche Hand weiset. Die jungen Leute erzählen es selbst: „Die christlichen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unseres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten seyn müsse, an welches von Jugend auf sich so viel angeschlossen, sie sey höchst gefährlich bey der Unvollständigkeit besonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmig-

keit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art Polizei auf den äußern Anstand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn, den sie Anfangs erregt hatte: das einzige Mittel dagegen sey wirkliche tägliche Erneuerung des alten Menschen „zu einer dem Aeußern gemäßen sittlichen Gesinnung." Auf diesem Wege sehen wir auch hier das Unsittliche bewältigt und entfernt, welches außerhalb dieser Regionen auch in den vorliegenden Dichtungen so oft stört, weil sie der Spiegel des verborgenen Lebens sind und seine Schäden aufdecken, und seine heimlichsten Gedanken verwirklichen. In diesem religiösen Elemente erklärt und verklärt sich auch die höchste Spitze und die durchgehende Geheimlehre der Lehr- und Wanderjahre. Was sagen uns die geheimen Verbindungen, die mysteriösen Anstalten, die verborgenen Fäden und Leitungen, an deren Spitze wir endlich die Selige erkennen, und worüber sich Wilhelm gelegentlich entrüstet, weil er sie für unberufene Einmischungen hält, weil er es unbequem findet, sich in solche Schranken zu fügen? Es wird erst nach und nach klar, was sie sagen. Werden wir nicht Alle von einem unsichtbaren Obern und seinen geheimen Dienern, von Gott und seinen heiligen Engeln geführt und geleitet, beschirmet und bewahret? Es ist uns wohl auch Allen zuweilen unbequem, und dienet doch zu unserm Frieden.

Hiermit wären die überall hervorleuchtenden Grundgedanken der Lehr- und Wanderjahre verzeichnet: sie beziehen sich auf das ethische, kosmische, historisch-juristische, politische und religiöse Element dieser Poesien: aber nun entsteht auch sogleich die Frage, wie dazu die neue Melusine paßt. Das lose Mährchen, welches der

breitschultrige Chirurgus erzählt, und an eine veraltete Sage anknüpft, scheint mit jenen ernsthaften Regeln tiefster Lebensweisheit in keinem Zusammenhange zu stehen; ja, wir bemerken kaum an dem Erzähler selbst den stillen Sinn, den er verbirgt, so schweigsam ist er in seiner Redseligkeit. Aber nach und nach tritt doch eins und das andere deutlicher heraus, indem wir uns die Geschichte von Anfang bis zu Ende wiederhohlen.

Wer soll, wer kann auf sein vergangenes Leben zurückblicken, sagt Wilhelm, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Thun falsch, sein Begehren tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen? Und der Barbier kann es ihm nachsagen, ob er gleich noch nicht zu Ende ist.

So viel liegt zu Tage, daß der behende Mann, der uns mit seinem Mährchen unterhält, sein Leben zu weit angefangen, ohne Schranke, ohne Gesetz in den Tag hinein gelebt hat: er sagt selbst, daß er seinen Zuschnitt zu groß angelegt habe. Das Zweite ist, daß sein Leben später allzueng wird, er wird unfrei. Nur zu bald geräth er in das herbe Misverhältniß zwischen dem engen, knappen Drucke der Armuth und der allzuweiten Welt, die er im losesten Müßiggange durchstreift, denn Ordnung und Arbeit sind ihm zu enge, und das enge Leben steht ihm gar nicht an. So hat er noch immer einerseits zuviel, andrerseits zu wenig: er will immer wieder der Beschränkung, die ihm die Armuth auflegt, entlaufen, bis er endlich unbequem genug in die Enge des Zwergenlebens sich gebannt fühlt. Aber auch in dieser Enge weiß er sich so wenig selbst zu beschränken, daß ihm noch immer die Ehe so widrig ist, wie die Musik, deren Harmonie er nie anerkennen wollte. Das

Letzte ist, daß er, was auch früher sein Stand und sein äußerer Beruf gewesen, freilich nach vielen Umwegen theils in der Chirurgie und in der edlen Barbierkunst, welche Keiner gering schätzen wird, der ihr Tag für Tag, oder einen Tag um den andern einige Minuten der theuern Lebenszeit opfern muß, theils in der Gabe sinnigen Erzählens, wodurch er eine ungemessene Redseligkeit beschränken und beherrschen gelernt, seine eigentliche Bestimmung findet. Jenes ist für die Werktage, und dieses für die Feiertage. Und hat nicht jeder Mensch einen Werktagsberuf und eine Beschäftigung für den Feiertag? es ist aber beides heilig.

Gehen wir weiter, so schließt sich Schritt für Schritt Neues auf, wodurch sich das Gesagte bestätigt, und wovon wenigstens Einiges zu weiterer Anleitung und Prüfung mitzutheilen seyn dürfte.

So sehen wir eine Person aus dem höchsten Stande in Verhältnisse eingehen, welche einerseits niedriger, andererseits höher sind, im Allgemeinen aber durch ebenbürtige Bildung des Geistes sich ausgleichen. Hier ist nicht mehr von Misheirathen die Rede; wie Natalie dem Kaufmannssohn, aus dem ein vagabondirender Schauspieler geworden war, unbedenklich die Hand reicht, so darf unser wandernder Geselle sogar um eine Prinzessin werben. Aber die verschiedenen Stände bleiben darum doch, es sind nur keine Kasten, die sich gegen einander abschließen; die einzelnen Glieder können herüber und hinüber, ohne daß der Unterschied der Stände selbst aufgehoben würde. —

So begegnet uns auch in der Mährchenwelt die Erfahrung, daß Alles, was sich abschließt, in sich selbst verfällt: die Zwerge sind durch vieltausendjährige Erfahrungen

dahinter gekommen, daß sie einmal der Niedrigkeit verfallen, immer kleiner werden, daß sie endlich ganz verkommen müßten, wenn sie für sich bleiben würden. Darum ist auch die Königliche Familie wegen ihres reinen Blutes und in Folge der damit verbundenen Absonderung der Verkleinerung am meisten unterworfen. Das Mittel gegen diesen Misstand ist aber kein anderes, als daß die Zwerge die Verbindung mit einem anderen Geschlechte zu suchen genöthigt sind, wiewohl es auch mislingen kann, wenn sich die Verbindung nicht in stetiger Folge entwickelt, nicht organisch ins Leben tritt, sondern sprungweise und mit einem Male mechanisch erzwungen werden soll.

Die junge Prinzessin weiß uns ferner über die Religion und den Kultus der Zwerge ausführlich zu unterrichten, denn die Religion behauptet überall ihre Rechte, so daß wir auch unter vielfachen Verhüllungen und Entstellungen derselben die Wahrheit zu ahnden vermögen. Sie beginnt mit der Schöpfungsgeschichte, in welcher den Zwergen natürlich ein vorzüglicher Platz angewiesen ist; aber sie überheben sich bald, andere Kreaturen folgen, welche ebenfalls die ihnen angewiesenen Gränzen überschreiten. So weiß auch diese Religion von dem Zerfalle der Schöpfung durch die Sünde, von dem Kriege und Streite der Kreaturen Gottes gegen einander, welcher indessen die Weltordnung so wenig aufhebt, daß er vielmehr dazu dienen muß, die feindlichen Kräfte und streitenden Gegensätze in's Gleichgewicht zu stellen, bis die Zeit kommen wird, daß sie sich in Frieden ausgleichen und vertragen. In dem geordneten Gleichgewichte der sich bekämpfenden Mächte haben wir das Vorspiel freier Versöhnung. Die Versöhnung ist das Ziel, welches in allen Religionen durch-

schimmert, und zuletzt als die geoffenbarte Wahrheit selbst durchbricht, wie das Sonnenlicht durch Wolken und Nebel.

Besonders wichtig ist aber in unserm Mährchen das Moment der Geschichte, wo sich das Geheimniß des Liebezaubers löset, indem der Geliebte seine Schöne nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit kennen lernt und in ihr Inneres sieht. Es giebt uns viel zu denken, wenn Melusine ihren Geliebten auf die Folgen davon aufmerksam macht, daß er sie in ihrer wahren Gestalt gesehen hat. Sie sagt ihm wohlbedächtig: „die Sache ist ernsthafter, als du denkst," und das bewährt sich auch bald. Sie sucht selbst den üblen Folgen zuvorzukommen, indem sie ihn nunmehro völlig aufklärt und nichts verschweigt, aber der Zauber der Illusion ist einmal gestört, der erste, zarte Blüthenstaub argloser Lebenspoësie ist dahin, und die letzte Blüthe ist noch nicht erschienen, — der unsterbliche und unbefleckliche Funke noch nicht gerettet aus dem Leibe des Todes. — So jammert der arme Mensch von seinen höchsten Idealen jäh herabgestürzt, wenn er zum erstenmale in sich und in Anderen etwas Böses, Widriges und Niedriges als ein Zerrbild seines eigentlichen Wesens entdeckt! Und ist nicht jeder Mensch in das zwiespältige Doppelwesen Melusinens zerfallen, dessen Gedanken sich unter einander verklagen? Hoch und niedrig zumal, halb Riese, halb Zwerg: er gehört der Natur an, und eignet dem Geiste, der Erde und dem Himmel verwandt, er muß sich selbst so oft der Knechtschaft der Sünde zeihen, und ist doch zur Freiheit und Herrschaft berufen. Wer wird ihn aus diesem Zwiespalte erlösen?

So nimmt es auch alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn der junge Ehemann bekennen muß, daß

er mitten in seinem Liebesglücke, mitten im Glanze des königlichen Hofes, als Pygmäenprinz „seinen vorigen Zustand nicht vergessen konnte.“ „Ich empfand in mir,“ so erzählt er, „einen Maasstab voriger Größe, welcher mich „unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum er„stenmale, was die Philosophen unter ihren Idealen ver„stehen möchten, wodurch die Menschen so gequält seyn „sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien „mir manchmal im Traume wie ein Riese. Genug, die „Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande „machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf „meine Befreiung im Ernste zu denken begann.“ Wir wissen, wie ihm die Erlösung wenigstens im ersten Grade gelang. Aber wer könnte hier nicht auch einiges von dem erkennen, was die Dichtung kunstreich verschweigt, nachdem sie die Saite dazu angeregt hat? Wer erkennt nicht in dem durch die Schuld seines eigenen Willens zum Zwerge verkrüppelten vollkräftigen Manne den Menschen überhaupt, der von seinem erhabenen Urbilde herabgefallen ist? aber hat nicht auch jeder Mensch, gleich ihm, das Gedächtniß seiner hohen Bestimmung als Mitgift behalten? zu ringen und zu streben nach der Berufung, die ihm vorgehalten ist, in gläubiger Sehnsucht nach der Erlösung aus solcher Schmach und Niedrigkeit?

Eigentlich ist es nicht sein Wille, der ihn niederzieht, nicht sein Wollen ist unrichtig, aber sein Begehren ist tadelhaft. Hat der Mensch einmal der Begierde, der Leidenschaft Raum gelassen, so reißet sie ihn gleichsam wider seinen Willen mit sich fort, er siehet die Folgen voraus und rennt doch hinein, er will nicht und muß doch, weil die Begierde herrschet, deren Sklave er ist.

So hat er erst, im leidenschaftlichsten Aerger und Verdrusse gegen seine Schöne, sein Gelübde gebrochen; er hat Spott und Vorwurf, die empfindlichste Kränkung über das gesammte Reich der Kleinen ausgegossen, wozu seine Geliebte gehört: und er kannte doch die Folgen. So reißet ihn später die Leidenschaft für seine Geliebte in das unheimliche Reich der Zwerge herab, welches er zuvor verspottet hatte: die Leidenschaft kann mit ihm machen, was sie will.

Nun aber ist er gefangen und gestraft, und dann auch wieder befreit.

Hierbei ist jedoch nicht zu übersehen, wie der dem Zwergengeschlechte verfallene Abentheurer wieder zu seiner Befreiung und Errettung gelangt. Er ergreift die Mittel, die sich ihm dazu darbieten. Ein anderer Ausweg bleibt ihm nicht übrig, als daß er die Hülfe höherer Kräfte annimmt und sich aneignet. — Indessen ist es nur das erste Stadium seiner Errettung und Läuterung, welches er bis jetzt erreicht hat, er hat noch mehr zu überwinden, und er hoffet noch immer auf die endliche weitere Entwickelung des Räthsels, dem er ruhig vertraut, denn es ist ihm bis hierher geholfen worden.

Weitere Entwickelung muß der Pilger allerdings erwarten, jedoch in Geduld, denn ist er nun auch wieder ein Riese gegen Gras und Kräuter, und besonders gegen die Ameisen, so mußte er sich doch, wie seine Schöne, noch als Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme und Landstrecken erkennen. Das erinnert uns unwillkührlich an die Scene auf der Sternwarte: „Was bin ich denn gegen das All? sprach Wilhelm zu seinem Geiste: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte

stehen? Aber er fühlt auch etwas in seinem Busen, das ihn erhebt, die Verwandtschaft mit dem All, die Herrschaft des Geistes über die Natur, die Erhabenheit über den Sternenhimmel selbst, der immer derselbe bleibt, während der Mensch sich verändert, und weiter kommt. So wird die relative Größe zur wirklichen.

Doch es kann an diesen Andeutungen genügen: es ist genug, wenn sie zum weiteren Nachdenken Veranlassung geben: Andere werden Anderes entdecken.

Auch die Harmonien und Disharmonien in der Musik und in der Ehe, worüber sich der Erzähler so geistreich als leichtfertig vernehmen läßt, sind zu beachten: es gilt wohl manches für harmonisch, worinn feinere Ohren Mistöne entdecken würden.

Das verwünschte Zählen, welches die Tugend der Unzählbarkeit zerstört, erinnert selbst an Davids Volkszählung. Indem sich der Mensch der Gegenwart, weil sie ihm gefällt, versichern will, entschlüpft sie ihm unter den Händen: der Pilgrim will Hütten bauen, und muß doch weiter: und die Schätze des irdischen Reichthums bleiben zurück.

Aber — wie gesagt — Andere werden Anderes entdecken, und das Selbstendeckte als das, was ihnen zunächst am Herzen liegt und mit ihnen in besonderem Bezug steht, auch besonders werth halten, ohne darum das zu übersehen, was ein Anderer in seinem Spiegel gesehen und nach seinem Bilde geprägt hat. Genug, das Mährchen erweiset sich als ein Miniaturbild des ganzen Romans, in dem sich die Strahlen des verwickelten Menschenlebens concentriren.

Wie im Leben so bleibt auch in dem Mährchen vieles dunkel: es kann sich erst nach und nach lichten. Am wenigsten wüßten wir zu entscheiden, wofür wir eigent-

lich die kleine Frau des jungen Mannes halten sollen. Wenn sie uns einerseits als die verführerische Schlange erscheint, die einen lebenslustigen und lebenskräftigen für Gutes und Böses empfänglichen Menschen durch den blendenden Glanz ihrer Schönheit und — ihres Goldes bethört,

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach wir Armen!

so nimmt sie doch andrerseits wieder unsere ganze Theilnahme in Anspruch; indem sie ihn fesselt, reißt sie ihn aus mancher anderen Gefahr und Versuchung, welche Armuth und Lebenslust und Müßiggang bereiten und schon bereitet haben. Nach ihrer amphibischen Natur sollte man meinen, daß auch in ihr der härteste aller Widersprüche, Gutes und Böses in Einem Wesen, vereinigt sey.

Doch wir wollen und können die Acten nicht schließen: wir haben das Endurtheil nicht zu sprechen.

Aber Eins ist noch übrig, was äußerlich und innerlich die Neugierde in Anspruch nimmt: es ist das Kästchen, welches die Prinzessin mit sich führt und von ihrem Geliebten von Station zu Station durch das Leben transportiren läßt. Wenn wir dieses aufschließen könnten, so würde sich gewiß noch Manches besser erklären. Der Erzähler war selbst einmal nahe daran, das Kästchen zu erbrechen, aber er wurde — und gewiß zu seinem Glücke — noch zu rechter Zeit davon abgehalten: und das bloße verbotene Lauschen durch zufällige Oeffnungen, wozu er ein andermal versucht war, scheint ihn so wenig gefördert zu haben, daß vielmehr von da an sein unbefangenes Glück

allmählig sinkt, und immer tiefer sinkt, denn er war nicht eingeweiht, er lauschte verstohlnerweise.

Zunächst ist das Kästchen freilich der Sommerpallast für die königliche Zwergen-Familie mit Einschluß des ganzen Hofstaats: es scheint auch nicht an Kirchen und Priestern zu fehlen: außerdem findet ein ansehnliches Armeekorps Raum darin, welches wieder eine große Menge Zuschauer außer den Einwohnern selbst heran zieht. Wo aber so viele große und kleine Herzen schlagen, da sind auch viele Leiden und Freuden, viele Hoffnungen und Schmerzen, Gutes und Böses zusammen.

Fast sollte man glauben, daß das Kästchen mikrokosmisch die Welt im Kleinen enthalte, die Menschen als Zwerge abspiegle, und alle Loose des Lebens und dessen innerste Geheimnisse in sich schließe. Und diese sind es eben, wornach wir fragen. Aber wo ist der Schlüssel zu finden? Und wenn wir ihn finden, wenn wir ihn wirklich mit den Händen fest hielten, würde er darum auch jedem Neugierigen den erwünschten Dienst leisten? Wir sehen ja, wie das Kästchen als Chatoulle profanirt wird, und nun eben nichts anders ist, als wozu es gemisbraucht wird. —

Unwillkührlich fällt einem bei dem geheimnißvollen Kästchen unser eigener Lebensweg ein, zu welchem wir den Schlüssel auch nicht sogleich bei der Hand haben. Ja, wir vermissen ihn wohl eine Weile so wenig als der muntere Geselle, der alle Tage herrlich und in Freuden lebt, ohne sich über das Geheimniß, das er mit sich herumträgt, den Kopf zu zerbrechen. Und doch schlägt auch seine Stunde. So leichtsinnig und lebenslustig er ist, so kann er doch selbst nicht immer so in den Tag hinein leben.

Auf der andern Seite könnte uns bei dem Kästchen auch leicht eine Furcht überfallen, wie bei dem Leben: es trägt in seinem dunkeln Schooße die schwarzen und die heitern Loose. Vielleicht ist auch hier Mephistopheles mit im Spiele: es thut jedenfalls Noth, daß wir wach und gewappnet bleiben. Es war auch so ein Kästchen, welches Mephistopheles für Faust und Gretchen herbeizauberte, und noch dröhnen uns seine Worte in den Ohren, wenn er zu Faust spricht:

Stell's hier nur immer in den Schrein.
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that auch Sächelchen hinein,
Um eine Andre zu gewinnen. —
Zwar Kind — ist Kind und Spiel — ist Spiel. — —
Doch fragen wir nicht allzuviel?

Indessen kann es nicht schaden, es dient jedenfalls zu unserer weiteren Aufklärung, wenn wir uns Angesichts dieses Kästchens mit dergleichen Fragen beschäftigen, und in allerlei Vermuthungen, in entgegengesetzten Hypothesen ergehen: am Ende ist das Kästchen für jeden Menschen das, was er daraus macht. Durch Misbrauch wird das Beste verderblich. Das wissen wir schon aus dem Vortrage in Makariens Zimmern.

Dennoch ist es mit diesen allgemeinen Reflexionen noch nicht abgethan: wir bleiben damit immer noch vor dem Kästchen stehen. Das Weitere wäre, daß wir dem historischen Zusammenhange dieses Kleinods näher auf die Spur zu kommen suchten: und hier brauchen wir in der That nicht lange zu suchen. Denn wer erinnerte sich nicht sogleich des kleinen Pracht-Kästchens, welches Felix, der Glückliche, tief im Walde in einer unterirdischen Felsen-

Grotte, jedoch ohne Schlüssel, gefunden, und mit vieler Mühe, mittelst vieler Knittel und Hebel, aus einem eisernen Kasten entnommen hatte? Damit war der Schatz gehoben, — aber dennoch verschlossen. Das Kästchen des jungen, muntern Knaben ist und bleibt so geheimnißreich und vieldeutig, wie jenes berühmte, welches auf jenem Raphaelschen Bilde von Foligno ein Engelskind mit seinen Händchen festhält, während es mit seinen Augen nach der Mutter Gottes emporsieht. —

Wir erinnern uns, daß Montan, dem das Kästchen des Knaben gezeigt worden, auch der Meinung war: „man „müsse es uneröffnet verwahren, ohne ihm Gewalt anzu„thun; denn es könnte nur durch einen sehr komplicirten „Schlüssel geöffnet werden.“ Wir erinnern uns hierbei auch der mystischen Worte Montans: „Da wo die Pygmäen, angereitzt durch die Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen, und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Platz, wo der wißbegierige Denkende seinen Standpunkt nehmen soll.“ In diese Pygmäen-Welt führt uns das Mährchen ein, und Felix hat sein Kästchen auch an solch einem Platze gefunden.

Wir erinnern uns ferner, wie erst der alte Hausherr, welcher die alterthümlichen Besitzverhältnisse in der neuen Zeit vertritt, das Kästchen als ein Depositum übernimmt. Auch er war gegen die Eröffnung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne, sagte er zu Wilhelm: allein da Sie es durch einen so sonderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren sind, und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich ge-

legentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigsten erwarten."

Nach dem Ableben des alten Hausherrn sollte das Kästchen zum gerichtlichen Depositum abgeliefert werden, aber wir wissen auch, wie Hersilie das Kästchen in Verwahrung bekam, und wie sie schon vorher, bei Gelegenheit einer gerichtlichen Requisition, den Schlüssel dazu zufällig genug gefunden hatte. Sie überschickt auch an Wilhelm eine Abbildung dieses mystischen Schlüssels. XXIII, 20. 105. Und es ist in der That wunderlich genug, wie die Inschriften zu den Liebeserklärungen zwischen Felix und Hersilie mit der Figur dieses erst später gefundenen Schlüssels zusammentreffen. XXII, 185. 186.

Das Letzte ist, daß Felix den Schlüssel probirt und zerbricht, aber er fragt nichts nach dem Kästchen, nichts nach dem Schlüssel, er wünscht nicht das Kästchen, sondern Hersiliens Herz zu öffnen, daß es sich ihm aufthäte und offen entgegen käme. Kurze Zeit darauf findet sich, „daß der Bruch, welchen der unvorsichtige Jüngling verursacht hat, nicht rauh, sondern glatt war. Durch Berührung fassen die beiden Enden einander an, der Goldschmied zieht den Schlüssel ergänzt heraus, sie sind magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Kästchen springt auf, das er gleich wieder zudrückt: „an solche Geheimnisse sey nicht gut zu rühren, meinte er."

Wir sehen auch hier, wie das, was der Mensch versieht und versehrt, zu seinen Gunsten und ohne Verdienst wieder hergestellt wird. Es stünde schlimm mit uns, wenn es nicht so wäre, wenn nicht auch für das, was

wir verbrochen, wie für den zerbrochenen Schlüssel, ein Mittel der Wiederherstellung gegeben wäre. —

Doch wir kennen nun das Kästchen, welches jetzt Felix besitzt und nicht achtet. Es hat eine große Aehnlichkeit mit dem Kästchen, welches früher der Held des Mährchens auf der Oberwelt herumgeführt und zuletzt aus den unterirdischen Wohnungen der Pygmäen sammt dem Schlüsselchen mitgenommen, profanirt und losgeschlagen hat. Das ist schier nicht zu läugnen, aber das ist auch alles, was wir erfahren, und wenn wir dem wohlgemeinten Rathe des erfahrnen ehrenwerthen Goldschmieds und Juwelenhändlers Gehör geben wollen, so dürfen wir uns unter diesen Umständen auch nicht weiter an dem Kästchen vergreifen. Es ist genug, wenn wir wenigstens so viel herausgebracht haben, daß das Kästchen, welches in dem Mährchen spielt, an das erinnert, welches später Felix fand, dann der Hausherr von der historischen Schule nach der Lehre vom Besitze sorgfältig und gewissenhaft verwahrt, und zuletzt Hersilie, welche den Schlüssel dazu gefunden hatte, als ein anvertrautes Gut für den Jüngling, dessen erste Liebe sie ist, in ihre Obhut nimmt, damit er künftig das Kleinod, welches er jetzt noch nicht zu schätzen weiß, aus ihren Händen empfange.

Wohl dem Menschen, für den die Liebe wachet und die Schätze verwahrt, die er in seiner Verblendung nicht zu schätzen weiß, auf daß er nicht gar darum komme! Wohl uns allen, daß die Zeit unserer Unwissenheit übersehen wird, und die Liebe für uns wachet, auf daß uns die Krone nicht geraubt werde.!

Auf diese Weise soll es sich am Ende bestätigen, daß unser Wollen richtig, unser Thun falsch, unser Begeh-

ren tadelnswerth und unser Erlangen dennoch erwünscht gewesen. Auf diese Weise wird auch Felix am Ende noch das Glück erlangen, welches sein Name verkündigt.

Doch so weit führt die Erzählung nicht, sie schließt mit dem unglücklichen Sturze und der glücklichen Rettung des unbesonnenen Jünglings; das Weitere liegt in dem dunkeln Schooße der Zukunft, den wir nicht enthüllen können, denn die Geschichten zerrinnen in Gedanken, aus denen sie geboren sind, in Gedanken aus den Archiven der Seligen, welchen ein Traumgesicht folgt, unter dem die Worte stehen: „Ist fortzusetzen." Für uns bleibt daher nichts übrig, als daß wir einstweilen auch innehalten, und für jetzt schließen: denn der Goldschmied hat recht: An solche Geheimnisse ist nicht gut rühren.

So befahl auch Melusine, das geheimnißvolle Kästchen recht stät zu tragen und im mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln.

Das Wort gilt nicht allein von Mährchen: es geht weiter, es erstreckt sich auf alle Geheimnisse bis zu den höchsten Sphären.

Wir dürfen nicht daran rühren und rütteln, sonst verrücken und verrenken sie sich, daß sie sich alsbald nicht mehr gleich sehen und zu Zerrbildern umschlagen. Geheimnisse sind mit reinen und bescheidenen Augen anzusehen, bis wir sie mehr und mehr einsehen, aber nicht mit ungewaschenen Händen anzutasten oder gar zu erbrechen. Kein Ungeweihter kann sie erschließen, aber die Weihe ist keinem verschlossen, der sich bescheiden und mit offenem Herzen nahet. Dagegen suchen wir oft die höchsten Geheimnisse unmittelbar zu eröffnen, statt unsererseits Sinn und Herz dafür zu öffnen.

Auch dieses lehret das Mährchen, wenn wir uns anders gefallen lassen wollen, das Kleinste mit dem Höchsten zu vergleichen, und in dem Geringfügigen die Spuren des Ewigen zu erkennen. Noch ruft es aus dem feurigen Busche: „Tritt nicht herzu, zeuch erst deine schmutzigen Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land!"

Doch wir kehren noch einmal zu unseren kleineren Geheimnissen zurück, an welchen wir die zarte Bewandtniß um alle wirkliche Geheimnisse von neuem kennen gelernt haben. Wer weiß, in welcher Verbindung das Kästchen mit dem wunderbaren Gefäße stehen mag, welches in dem allerletzten Traumgesichte von dem Adepten gefunden wird!

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten!
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.
Seht, wie des Geistes Sinn sich fest gestaltet,
Wie wieder Sinn in den Gestalten waltet,
Und wie das Mährchen, schien es gleich veraltet,
Sich, neu verjüngt, zu tiefstem Sinn entfaltet.

VIII.

Die Rochuskapelle.

Eine Gewissensfrage.

Es war am 14. Juli 1824, früh um 6 Uhr, als ich mit meiner Frau und in Gesellschaft werther Freunde unter einer Menge hinzu gekommener Fremder von verschiedenen Nationen, Konfessionen und Professionen in Mainz das Postschiff betrat, um von da zu Rhein nach Koblenz zu fahren, und somit in den heiteren Stunden eines einzigen Sommertages auf die wohlfeilste, kürzeste und sanfteste Weise den Rheingau und das Rheinthal unmittelbar hinter einander zu durchziehen. Uns begrüßte der schönste Morgen, der einen heiteren, heißen Tag versprach, — und er hat Wort gehalten. Die frische, milde Luft der Frühe drang auf das erquickendste durch alle Glieder und Sinne, so daß es Jedem so wohlig wurde, wie den Fischen in den klaren Wassern, die uns trugen. Unsere Abfahrt geleiteten die Kirchenglocken der alten Stadt in mannigfachen, feierlichen Tönen, welche hoch und tief bald mit, bald hinter einander sich vernehmen ließen.

Hierbei wurde, obwohl nur im Vorübergehen und unwillkührlich, des vielfachen Unglücks gedacht, welches diese Stadt in der nächsten Vorzeit erfahren hatte. In unserer Reisegesellschaft befanden sich Mehre, welchen einzelne Nachrichten über die Belagerung im Jahre 1793 bekannt waren, und so wurden wir insbesondere erinnert, wie gerade vor ein und dreißig Jahren in der Nacht, die wir eben in Mainz zugebracht hatten, das Rathhaus und mehre öffentliche Gebäude abgebrannt waren, wogegen mit dem 14. Juli selbst ein Stillstand von wenigen Stunden eintrat, indem unbekümmert um die Noth der Bürger die Franzosen wegen der in Paris geschlossenen National-Konföderation, die Deutschen wegen der Eroberung von Condé einen Freuden- und Feiertag begingen, woran sich in Mainz selbst ein theatralisches Freiheitsfest anschloß, bis die Nacht darauf ein fürchterliches Bombardement folgte, welches abermals in der Stadt die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. *) Indessen blieb auch nicht unbemerkt, wie selbst während jener Belagerung nach und nach das innere gränzenlose Unglück der Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustparthie oberhalb Weißenau geworden war, und wie hinwiederum diese einem dabei gegenwärtigen Dichter zu einer eben so kurzen als inhaltschweren, eben so heiteren als ernsten Beschreibung Veranlassung gegeben. **)

Hatte nun selbst damals das schwere Unglück die leichte Freude nicht verscheuchen können, so war es nicht zu verwundern, wenn wir uns durch dergleichen Rückerinnerungen in den

---

*) Göthe's Werke. Wien. XXV, 342. l. H. XXX, 306.

**) Göthe's Werke. Wien. XXV, 335, l. H. XXX, 300. 301.

jetzigen besseren Zeiten unsere Freude an der Gegenwart nicht verleiden ließen. Und bald übte der Rheinstrom auf alle Gemüther den Zauber, dem kein Reisender widersteht. Ohne Zweifel ist es eben dieser Strom, welcher die ganze Gegend mit einem wunderbaren Glanze erfüllt, und zu einer Beleuchtung erhebt, wie sonst nicht zu finden ist. Und wie er die äußere Natur belebt, so ist er es auch, welcher alle Herzen aufschließt und weiter macht.

Wie bunte Lebensbilder unterhielten uns die vorüberfliegenden Inseln, die stets wechselnden Ufer, die lachenden Landschaften, und die köstlichen Berge in den mannigfaltigsten Lagen und Gestalten. Dazu die überall eingestreueten freundlichen Ortschaften, die bald am nächsten Ufer, bald in mäßiger Ferne sich zeigten. Rechts erschienen nach und nach Biebrich, Schierstein, Walluf, Ellfeld, Erbach, Hattenheim, Winkel, Johannisberg.

Und wenn sich auch hier manche Beläge zu der alten Bemerkung fanden, daß die Menschen, wenn sie sich von berühmten Gegenden und Naturscenen eine unbestimmte, gränzenlose, oder phantastische, mithin eigentlich weniger als gar keine Vorstellung machen, beim Eintritte der Wirklichkeit ihre Erwartungen nicht befriedigt finden, so erinnerte man sich wohl beiläufig jener Unterredung zwischen Göthe und Plessing über die Harzgegenden, wozu sich jener veranlaßt sah, um sich von neuem der andringenden Leiden zu erwehren, von welchen er sich in Werthers Leiden für immer frei gemacht zu haben glaubte. *) Aber

---

*) Göthe's Werke. Wien. XXV, 256. l. H. XXX, 230. „Wie „oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirk„lichkeit gegen ein trübes Phantom seiner Einbildungskraft von sich ab„lehnt! — ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als

dergleichen Bemerkungen konnten das Vergnügen nur erhöhen, und so blieb in unserem Kreise ohne Ausnahme und ohne Unterbrechung alles heiter und empfänglich gestimmt. Wenn wir ja noch etwas vermißten, so war es weiter nichts, als daß wir uns nicht selbst sehen konnten, denn allerdings hätte in dem schönen Ganzen unsere schwimmende Gesellschaft, vom Ufer gesehen, einen nicht unerfreulichen Anblick gewähren können, wozu freilich ein schöner Kranz junger Frauen und blühender Mädchen das Meiste, das bunte Farbenspiel ihrer Reisekleidungen, flatternder Bänder und freundlicher Sommerhüte das Seinige beitragen mogte.

Unterdessen hatten wir auch nicht versäumt, mittelst der trefflichen Reisevorräthe an Speise und Trank uns gütlich zu thun, indem wir auf der vergnüglichen und so leicht nicht zu wiederholenden Kahnfahrt einen Genuß mit dem anderen zu verbinden geneigt waren; wie denn insbesondere die Männer der immer mehr zunehmenden Sonnenhitze nicht besser begegnen zu können meinten, als durch den köstlichen Nierensteiner, der uns aus alten, bekannten und wohlbefreundeten Kellern der freien Stadt Frankfurt auf das freigebigste gespendet worden war. Und in der That schien dieser alte Bekannte in den Gegenden seiner Heimath noch besser zu munden, als in unserer eigenen.

Mitten unter ertönte auch noch ein munteres, geselliges Lied, so daß auch auf diese Weise der von allen Sei-

---

„Versuchsmittel einer zu unternehmenden Cur: ich ward aber mit der „Versicherung: „es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen“ „so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß, und ich „mein Gewissen, durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtseyn des „besten Willens, völlig befreyt, und mich gegen ihn von jeder wei„tern Pflicht entbunden glaubte.“

ten heranströmende Genuß noch vermehrt und erhöht wurde. Und so konnte man wohl sagen, daß alle Sinne auf einmal auf das beste gepflegt und befriedigt waren. Indessen glaubten wir diese reichen Genüsse wegen der damit verbundenen Anregungen zu freudiger Dankbarkeit und gegenseitiger Zuneigung in Schutz nehmen zu müssen; wir wollten sie nicht als rein sinnliche gelten lassen, indem sie uns über das gemeine Leben, ja zu Gott zu erheben schienen, und wenn wir sie auf der anderen Seite nicht für rein geistige Freuden ausgeben konnten, so vereinigte man sich leicht darüber, sie als rein menschliche, unserer Natur zusagende und mit dieser harmonirende seelische Genüsse in Ehren zu halten. Jedermann war überzeugt, daß der Schöpfer und Vater der Menschen, der uns in dieses Reich der Freuden eingesetzt, der uns heute die herrlichste Natur leibhaftig vor Augen führe, und die schönsten Gaben aller Art noch überdieß hinzu füge, über diese unsere Seelen-Freude Selbst Sein Wohlgefallen haben werde. Er hat uns, so dachten wir, zur Freude geschaffen, und freuet Sich über unsere Freude.

Uebrigens wäre zu unserem besonderen Ruhme noch zu bemerken, daß wir in unserer Freude das äußere Elend in der Welt nicht vergaßen, denn wo wir etwa landeten, oder sonst Gelegenheit fanden, da wurde nicht gesäumt, von unserem Ueberflusse an Geld und Victualien den Armen, die uns ansprachen, oder stumm darauf warteten, kleine Gaben und Brosamen zu zu werfen.

Wer theilt nicht gern dem Dürftigen etwas mit, wer mindert nicht gern das Elend? Und wär' es nur, um nicht selbst davon gestört zu werden. So hielt es auch jener treffliche Hauswirth, Hermanns Vater.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern; —
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drey und Achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.

Schon näherten wir uns mehr und mehr dem Ausgange aus dem weiten, lachenden Rheingau, der uns wie ein Paradies bezaubert hatte, *) denn ich wüßte in der That nicht zu sagen, daß eins aus der Gesellschaft das eigentliche Eden vermißt hätte; schon gedachten wir mitten unter den herrlichsten Aussichten der guten rheinischen Mittagstafel, die uns in Bingen erwartete; als auf einmal zur linken Seite des Stromes, in mäßiger Entfernung vom Ufer, dem freundlichen, ja glänzenden Rüdesheim gegenüber, von der vollen Mittagssonne hell beleuchtet, der alte Rochusberg, und auf der Höhe die Rochuskapelle in ihrem schlichten, weißen Kleide den rastlos beschäftigten, fast ermüdeten Augen entgegen trat.

---

*) Paradiesisch nennt auch Aloys Schreiber den Rheingau. Handbuch für Reisende am Rhein. Dritte Auflage. S. 145.

Nun vergegenwärtigte sich uns auf das lebhafteste jenes Rochusfest, welches am 16. August 1814 zu Wiedereinweihung der restaurirten Kapelle gefeiert worden war, und durch die unübertreffliche Schilderung des dabei anwesenden fünf und sechzigjährigen Dichterjünglings eine Unvergänglichkeit erhalten hat, welche der Kapelle selbst nicht zu versprechen seyn dürfte. Ja, es steht zu behaupten, daß St. Rochus selbst, welcher auch an diesem Wunder Antheil hat, durch jene lebendige, in die große Lesewelt verbreitete Erzählung nicht bloß den Protestanten, sondern auch den Katholiken bekannter geworden sey. —

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

Jetzt konnten wir nun den Freund nicht bloß mit Gedankenflügeln, sondern auch in der Wirklichkeit begleiten. Und mir war insbesondere die Erzählung von dem St. Rochusfeste vollkommen gegenwärtig; ich hatte sie oft gelesen und vorgelesen, und immer neuen Genuß daraus geschöpft. Nirgends hatte ich einen Anstoß daran genommen, oder das Verständniß im Wesentlichen vermißt. Auf unserem Schiffe wandte sich jedoch das flüchtige Gespräch bald von St. Rochus auf die vierzehn heiligen Nothhelfer überhaupt, und insbesondere auf den heiligen Hubertus, indem die Frauen zu wissen begehrten, wofür dieser gut sey, um daraus auf den von jenem katholischen Freidenker verschwiegenen dritten Unglücksfall schließen zu können. *)

*) Ueber Kunst und Alterthum. I, 2, 82.

So viel wollte man gelesen haben, daß Hubertus auf der Jagd durch die wunderbare Erscheinung eines goldenen Christkreuzes zwischen den Geweihen eines verfolgten weißen Hirsches aus einem wüsten, gottlosen Leben plötzlich zu Gott bekehrt worden sey. Indessen wurde das Gespräch nach mehren gewagten Vermuthungen in Ermangelung eines lebendigen oder todten Heiligen-Lexikons für dießmal abgebrochen und vertagt.

Indem ich nun wieder auf den Mittelpunkt jener Erzählung und auf den Geist des Ganzen zurück kam, so vergegenwärtigte sich mir auf der einen Seite der heitere Grundton jener entzückenden Schilderei, welcher mit leichter Ironie alle Gegenstände beherrscht und bewältigt, und nichts Trübes aufkommen läßt, ohne es sogleich abzuweisen, und in dem unerschöpflichen Born kluger Fröhlichkeit und weisen Lebensgenusses abzuwaschen, auf der anderen Seite das hohe Bild jenes Heiligen und dessen Lebensgeschichte, wie sie der Reisende an frohen Wirthstafeln, als eine anmuthige Legende, hatte erzählen hören, *) und worin ich gegenwärtig nicht die Anmuth heiterer Lebenspoesie, sondern vielmehr den tiefsten Ernst des Menschenlebens ausgedrückt fand. Zum ersten Male trat mir jetzt dieser Kontrast zwischen jener Behandlungsweise, und dem behandelten Gegenstande lebendig vor die Seele; und wenn ich diese Seite bisher übersehen hatte, so glaubte ich dieß auf eine doppelte Weise erklären zu können, nämlich einmal im Allgemeinen aus der Geneigtheit des Menschen, sich gerade zu der Parthei zu schlagen, wo alles in Rosenfarbe glänzt, das Leben leicht genommen wird, und

---

*) Ueber Kunst und Alterthum. I. 2, 106.

nichts als Lachen und Fröhlichkeit herrscht, zweitens aber und insbesondere aus dem unmittelbaren und zunächst liegenden Wortverstande, an dem ich hängen geblieben war, und aus der damit zusammenhangenden Vorliebe für den großen Dichter, der es mir von je her wie angethan hat, so daß ich von seinem Zauber jedesmal ergriffen, ja übernommen zu werden Gefahr laufe.

Beiläufig muß ich hier bekennen, daß ich diese wunderbare Gewalt seines Genius noch in diesen Tagen an mir bei den ganz unverfänglich scheinenden Versen erfahren habe, welche die dießjährigen (1825) symbolischen Lustbarkeiten des Kölner Karnevals zu deuten und zu verherrlichen bestimmt sind, indem sie alle Thorheit, als unabweislich, in die möglich kürzeste Zeit zusammen zu drängen, übrigens aber das Leben möglichst zu benutzen auffodern. Indem der „alte heitere Mann" auf den Gedanken der einladenden Freunde völlig eingehet, kann es nicht fehlen, daß er ihn steigert und schärft, und eben so wohl in sein volles Licht und Recht, als zu höherer Potenz erhebt. Indem er jene „verständige, geist„reiche, lebhafte Menschen, die wohl einsehen, „daß die Summe unserer Existenz, durch Ver„nunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern „daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe," noch einmal vor sich sieht, und ihren Gruß erwiedert, geschieht es, daß er uns, indem er mit lacht und an dem munteren Gefechte gegen die Finsterlinge Theil nimmt, auf das gründlichste belehrt und auf das freundlichste zurecht weiset. So weiß er überall das berechtigte Moment jedes Standpunktes sicher und heiter heraus zu finden; und wer Wilhelm Meisters Lehrjahre mit voller Aufmerk-

samkeit gelesen hat, dem wird auch der Wink nicht entgehen, womit ihr Verfasser, absichtlich oder unabsichtlich, in diesen neuesten Mittheilungen auf den tiefen Gehalt jener älteren, in Serlo's ausgelassenes Knabenleben verwebten Bemerkungen zurück weiset. Aber nebenbei können wir auch hieran lernen, daß und wie der Gedanke lebendig und selbstthätig, mithin eben so wohl verändert als erhalten wird. Er wird es nur dadurch, daß wir ihn zugleich festhalten und loslassen, und durch alle Zeiten tragen, auf allen Spuren verfolgen, von allen Seiten besehen, und bei allen Gelegenheiten verwirklichen.

Aber ich komme auf unsere Schiffahrt zurück. Indem ich mich nach jenen inneren Betrachtungen wieder nach außen wendete und über den majestätisch dahin gleitenden Strom in die Natur hinaus sah, so trat mir jetzt auch hier derselbe Gegensatz entgegen. Denn **rechts** zeigte sich Rüdesheim mit seinen Weinbergen, welche den köstlichsten Wein, der hinter kleinen Häusern für Palläste wächst, auf die Tafeln der Großen liefern, weiter aufwärts der Johannisberg, der an den Reichthum und das Wohlleben einer üppigen Geistlichkeit erinnert, **links** hingegen die einfache Kapelle des armen, allen Lebensgenüssen entsagenden Rochus.

Zwar mußte ich mir mitten unter diesen selbstquälerischen Betrachtungen unverholen bekennen, daß der Meister, dessen kunstreicher Erzählung und eingewebten Bemerkungen ich so großen Genuß und so vielfache Belehrung zu verdanken habe, alle dergleichen Meditationen wie die Plessingschen ab- und zur Wirklichkeit, wie sie ist, an das Leben und die Welt, der sich Niemand ungestraft entzieht, und zu einer alle Träumereien vertilgenden, nicht blos zer-

streuenden, sondern auch befriedigenden wackeren Thätigkeit verweisen würde. Ja ich mußte mir auch gefallen lassen, wenn ein Anderer meine engen Herzensbedürfnisse mit den Pustkuchenschen zusammen werfen, und wie diese mit vornehmer Ueberlegenheit geradezu mit Füßen treten wollte. Darum konnte ich indessen den einmal gefaßten Gedanken nicht lassen, den erkannten Gegensatz nicht bewältigen, und es war mir unmöglich, den entdeckten Widerspruch leichten Sinnes in dem bodenlosen Abgrund einer phantheistischen Weltansicht zu identifiziren.

In dem heiligen Rochus sah ich jetzt einen Jüngling von hohem Stande, von bedeutendem Reichthume, mit den schönsten körperlichen und geistigen Anlagen, kurz mit allen Ansprüchen auf Lebensgenuß, Glück, Glanz und Ehre. Wie glücklich hätte er sich selbst leben, daneben dem Staate dienen und nützen, in allen Beziehungen sich hervor thun, und von seinem Ueberflusse den Armen mit Rath und That beistehen können? Statt dessen legt er alle seine Herrlichkeit nieder, entledigt sich alles seines Reichthumes, entsagt allen Ansprüchen, ja sich selbst!

Während ich nun selbst, um jenen Kontrast noch greller zu machen, gerade für diesen Augenblick mit allen meinen Umgebungen im vollesten Ueberflusse und reichlichsten Genusse ein leichtes Sinnenleben führte, konnte ich mir auf der anderen Seite nicht verhehlen, daß der Mensch weder mit dem Munde, noch mit der bloßen guten Gesinnung, sondern nur durch die That selbst von jenen Lebensgenüssen und von sich selbst sich frei zu machen versuchen könne. Gleichzeitig machte ich aber die Probe an mir, ob ich etwa in Folge dieser meiner inneren Gewissens-Anregungen von meiner Reisebaarschaft die volle

Hälfte in das nächste Armenhaus abzugeben, und durch desto größere Sparsamkeit auf der Reise wieder auszugleichen geneigt sey; und ich mußte mir bekennen, daß ich auch in dieser Kleinigkeit dem heiligen Rochus mich nicht gleich stellen durfte.

Indem ich mich auf diese Weise immer mehr verdüsterte und in trübe Bedenken einspann, erschien mir endlich mein ganzes Leben als ein rein kreatürliches und unfreies, welches ich nicht bloß an der Sinnenfreude, in der ich lebte, und von der ich mich abhängig fühlte, sondern auch an der Aengstlichkeit, die mich zum öftern ohne äußere Veranlassung zu befallen pflegt, und unter der Larve körperlicher Hypochondrie und geistiger Empfindlichkeit, oder liebender Besorgniß und zärtlicher Theilnahme sich zu erhalten weiß, nur zu gewiß zu erkennen glaubte.

In unserer Gesellschaft wurden diese Seiten vorerst nur flüchtig berührt, und bald schien die Unterhaltung eine Ableitung zu gewinnen, indem sie auf jene katholische Predigt überging, welche im Jahre 1814 vor eben dieser Rochuskapelle, die uns vor den Augen stand, gehalten worden war. Hier verweiset der Priester auf die unbedingte Hingabe an Gott, und zur völligen Verzichtleistung auf allen irdischen Lohn; ja er fordert mehr, als der Heiland selbst, indem er den Nächsten nicht bloß als sich selbst, sondern noch mehr als sich zu lieben gebietet. Aber auch diese Predigt schien mir mit der Versammlung, vor welcher sie gehalten wurde, die es sich eben auf das beste hatte wohl seyn lassen, und auf das vollständigste für sich selbst gesorgt hatte, in einem unverkennbaren Widerspruche zu stehen.

So wurde das Gespräch auf jene Gegensätze zurück

geleitet, und nun mußte der heil. Rochus manche Einwürfe und Vorwürfe hören. Zuerst wurde die Frage aufgeworfen, ob er nicht mit den Gütern, die ihm die Vorsehung geschenkt hatte, und mit allen seinen Gaben und Anlagen, bei liberaler Verwaltung, mehr Gutes hätte stiften können, als durch jene unbedingte Entäußerung, womit er sich nicht bloß seiner Rechte, sondern auch der ihm obliegenden Verpflichtung zu selbsteigener Verwaltung eigenmächtig entledigt habe.

Von einer anderen Seite wurde hinzugesetzt, daß der Mensch der ihm von Gott anvertrauten Lebensgüter so wenig als des Lebens selbst, das er sich nicht gegeben habe, sich unbedingt zu entäußern berechtigt seyn könne.

Eben so wurde in mehrfacher Beziehung ausgeführt, daß der Mensch zu einer harmonischen Ausbildung seines Wesens in der Gesammtheit der sinnlichen Natur nicht entbehren könne, vielmehr jede Gabe zu würdigen lernen müsse. Dieser philosophische Gemeinplatz schien zur allgemeinen Freude noch mehr Leben und Bedeutung zu bekommen, als ein Anderer zu dessen Unterstützung und Versinnlichung auf eine sprüchwörtliche Redensart sich berief: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.

Und sind nicht Luxus und Wohlleben, so ließ sich ein Vierter vernehmen, — denn eine gesellige Unterhaltung kann sich nicht auf stetige, strenge Gedankenfolge einlassen, — sind nicht Luxus und Wohlleben die heilsamsten Triebräder in der großen Menschengesellschaft, wodurch aller Ueberfluß von selbst in regen Umlauf, und namentlich auch den ärmeren, arbeitenden Volksklassen zu Gute kommt?

Alle diese und dergleichen Einwürfe mußte ich als

Halbwahrheiten anerkennen, aber sie schienen mir nur um so gefährlicher, als sie Wahrheit enthalten, ohne die Wahrheit zu seyn. Darüber ging ich so weit, daß ich kurzweg in jedem Einwande nichts als flache Entschuldigung und Beschönigung argwöhnte, weil ich an mir selbst merkte, daß ich schon vor den mühsam herbei gesuchten Gründen weder ein Gleiches noch ein Geringeres zu thun willens war. Bei weiterem Nachdenken fand ich in mir, und in Verfolgung des immer lebhafter werdenden Gesprächs auch bei Anderen, wie sich die Selbstsucht und Selbstliebe in dem tiefsten Hintergrunde des Herzens festgesetzt und versteckt habe, und nicht weichen wolle, und wie sie es eben sey, welche alle jene Entschuldigungen und Ausweichungen an die Hand gebe. Diese Selbstsucht erschien mir als die wahre Erbsünde und die Quelle aller Tücken des menschlichen Herzens. Daraus erklärte ich mir zugleich, warum Niemand sein eigenes Gewissen hören will, und warum wir uns die Ohren um so fester verstopfen, je mächtiger es ruft: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Jetzt trat nun ein stattlicher Mann hervor, welcher im frohen, aber bescheidenen Gefühle besserer Aufklärung nach einigen gut gemeinten Bemerkungen über die zur Mode gewordene Verfinsterung der Zeit geradezu und ohne Rückhalt als Lobredner des Egoismus sich ankündigte, und jener verkehrten, nämlich gegen sich selbst gekehrten Richtung frei und offen den Krieg erklärte. Der Egoismus, sagte er, ist der Hebel aller Thätigkeit und die nothwendige Triebfeder aller Großthaten in der Geschichte. Ohne Selbstgefühl, ja, daß ich's frei heraus sage, ohne Selbstsucht würde alles in Ohnmacht und Todesschlaf versinken. — Und wer mögte es wohl läugnen, daß aus dieser

Quelle wo nicht alle, doch die meisten Handlungen der Menschen ihren Ursprung nehmen?

Ihr redet und redet, so suchte ein Anderer das Gespräch zu wenden, so viel von Ueberfluß, ohne daß hierzu Veranlassung gegeben ist. Gleich entsteht ein Geschrei über Luxus und Ueppigkeit, wenn sich der geplagte Mensch auch einmal einen guten Tag macht, wie wir heute insgesammt thun. Ist denn hieraus auf einen Reichthum zu schließen, der täglich vollauf hat?

Wirklich wurde auf diese Veranlassung, indem sich die Herzen immer mehr öffneten, im weiteren Laufe des Gesprächs bald so viel ausgeforscht, daß unter Allen, die daran Theil nahmen, nicht ein einziger wirklich Reicher sich befand, wohl aber eine Menge Familienväter, die nicht bloß für sich, sondern auch für den ihnen bescheerten Kinderseegen zu sorgen hatten, und mithin schon hierdurch an die Welt und an ein festes Eigenthum gebunden waren. Meinerseits war dagegen zu bemerken, daß mir ein solcher Kinder-Seegen nicht gewährt worden war, und daß ich daher um so eher, wenn auch wenig, doch immer etwas mehr haben müßte, als ich zur Nothdurft brauchte. Warum verwende ich nun dieses Uebrige für mich? Warum lasse ich mir es wohler seyn, als tausend Andere? Warum esse ich etwas besseres als Brot, so lange ich mir sagen muß, daß es Vielen auch an Brot fehlt? Heißet das etwa, seinen Nächsten als sich selbst lieben?

Auf der anderen Seite wurde jedoch nicht ohne Glück aus dem Stegreife eine ausführliche und lebendige Schilderung des Zustandes entworfen, in welchem Niemand genießen will, damit der Genuß dem Anderen bleibe, und

über alle Entäußerungen Keiner des Lebens froh wird, wie denn allerdings auch den Armen angesonnen werden müßte, die erhaltenen Almosen wenigstens zu theilen, wodurch es denn endlich dahin kommen müßte, daß die Güter dieser Welt Niemandem zu Gute gehen, und somit ihres Zweckes verfehlen würden.

Es ist mir nicht gegeben, diese gelungene Darstellung wieder zu geben. Alle waren darüber erfreuet, aber auch mit einander einverstanden, daß von dieser Seite eben nicht viel für die Welt zu besorgen seyn mögte. Dagegen wollte auch Niemand bestreiten, daß durch theilweise und besonnene Entäußerungen des Ueberflusses zum wenigsten eine angemessenere Vertheilung der Glücksgüter, und eine wünschenswerthe Approximation der mit Recht verschrieenen römischen Ackergesetze ohne Zwang und ohne Aufhebung der Standesunterschiede bewirkt werden könne. War nun dieses einmal zugestanden, so konnte auch nichts dagegen erinnert werden, wenn derjenige Zustand der menschlichen Gesellschaft, welcher den üppigsten Ueberfluß und die drückendste Armuth, den blendendsten Glanz der Hoheit und den niedrigsten Schmutz des Erdenlebens im schneidendsten Mißverhältnisse neben einander sehen läßt, als ein höchst bedenkliches Zeichen, ja als ein unverkennbares Zeichen der Selbstsucht ausgestellt, und gegen die überall gepriesene allgemeine Menschenliebe gehalten wurde.

Moses schreibt, so fuhr ein Geistlicher fort, der sich vorher zu meinen Gegnern gehalten hatte, Moses schreibt V, 4. „Es soll allerdings kein Bettler unter euch seyn.“ Und Johannes schreibt: I, 3, 17. „Wenn Jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm?“

Indem nun jene Güter einmal näher beleuchtet, und zweitens in einem weiteren und allgemeineren Sinne aufgefaßt wurden, so wollte und konnte auch Niemand läugnen, daß auf jeden Fall alle äußere Lebensgüter, Reichthum, Ehre, Schönheit, Gesundheit, Talente, Kenntnisse und dergleichen die Gefahren und Versuchungen, welchen der Mensch ausgesetzt ist, nur noch vermehren, und eben deswegen doppelte Wachsamkeit erfodern.

Streitig bleibt es dagegen, in wie fern der Mensch sich wirklich durch die unbedingte Hingabe von sich selbst frei zu machen im Stande wäre, und es schien in der That, als wenn er, auch nach den letzten Entäußerungen, noch immer sich selbst im Auge behalte, und mithin ohne ein Anderes und Höheres, als er selbst ist, von sich selbst frei zu werden nicht hoffen dürfe. Am Ende schien sich aber die Gesellschaft auf das friedlichste und gründlichste auszugleichen, indem der unabläugbare Unterschied zwischen Selbst und Selbst immer besser aufgefaßt, und so fort auf die konkreten Streitpunkte angewendet wurde.

Bald hatte ich mich nun wieder nebst den Uebrigen mitten in dem lockenden Reichthume der herrlichsten Naturgaben mit der Lage det Dinge, wie sie ist, befreundet, und mit den Gaben Gottes, die eben so wohl zum Genusse als zur Weitervertheilung bestimmt sind, wieder ausgesöhnt. Im Stillen nahm ich mir vor, künftig von Allem, was ich etwa übrig hätte, mehr als bisher abzugeben, das Herz immer mehr von der Werthschätzung des Eigenthumes abzuziehen, meinerseits möglichst mäßig und sparsam zu leben, damit auch etwas für Andere übrig bleibe, und übrigens mit Danksagung und im Namen des dreieinigen Gottes das zu genießen, was Er bescheert. So

glaubte ich mich von allen weiteren Ansprüchen los zu kaufen, und die Sache abgemacht. Immer wurde es mir deutlicher, daß der Mensch nie ganz frei wird, und daß es nicht bloß Verblendung, sondern wirklich Sünde ist, eine unbedingte Vollkommenheit durch sich selbst oder Unabhängigkeit in sich selbst erlangen zu wollen. Nun dachte ich an das alte Wort der Schlange: „Ihr werdet seyn wie Gott," und so mußte ich mich gerade mitten in meinen angeblich guten Vorsätzen und Bedenken auf eitel Hoffarth und Sünde ertappen. Der Mensch, so dachte ich, ist wohl nicht ohne Grund wenigstens theilweise an das Zeitliche gewiesen; darum soll er sich auch dessen nicht überheben, und so mag ein Jeder immer fort sein Gut behalten und verwalten, wenn er nur immer Acht hat, wie Gott darüber verfügt, und treulich befolgt, was Er befiehlt.

War nun auf unserer Reise der berühmten Bingener Rheinschlucht und des Mäusethurms, den wir erst Nachmittags passiren sollten, und dem wir uns immer mehr näherten, besonders von denjenigen, welche diese Fahrt noch nicht bestanden hatten, mit jener schauerlichen Furcht, auf die man sich zugleich freuet, zum Voraus vielfältig gedacht worden, so erinnerte man sich jetzt der alten Sage von dem Erzbischofe Hatto, welcher auch viele Güter besaß und festhielt, indem er als Gegenpol des heiligen Rochus, der Alles von sich gab, auch nicht das Geringste lassen wollte, bis er endlich in Folge seiner Liebe zu den Schätzen, welche die Motten fressen, selbst von den Mäusen gefressen wurde. *)

---

*) Handbuch für Reisende am Rhein von A. Schreiber. Dritte Auflage. S. 499.

Aber noch war jener vom Rhein umspülte Mäusethurm nicht zu sehen, wogegen oberhalb desselben der Rupertusberg hervor ragte, welcher wiederum an die heilige und gestrenge Hildegardis erinnerte. *)

Wirklich war bei so vielfach wechselnden Anregungen, unter jenen mannigfach sich durchkreuzenden und verschlingenden Gedanken, unter den gleichzeitig hervor tretenden frischen Lebensbildern, und unter den verschiedenartigsten Erinnerungen an Rheinsagen aller Art jene Gewissensfrage, wo nicht völlig aufgelöset, doch bei Seite gerückt, als mir, wie von ungefähr, auf dem Koffer, der neben uns auf dem Verdecke stand, das einzige Buch, welches mich und meine Frau auf der Reise begleitete, nämlich meine kleine Bibel aus der Offizin des Buchhändlers Tauchnitz zu Leipzig, in die Augen fiel. So fort nahm ich das Buch, gleichgülig und steinhart, wie aus Gewohnheit zur Hand; ich schlug es auf, und auf dem ersten Blatte, das sich aus Zufall, — wie der Mensch sich auszudrücken pflegt, wenn er von unsichtbarer Hand geleitet wird, — auf dem ersten Blatte, das sich meinem Blicke darbot, stand die Erzählung von dem reichen Jünglinge im Evangelium Matthäi 19, 16 bis 30, womit ich diese Reisebeschreibung mitten auf dem Wasser abschließe, und zugleich meine Betrachtungen und Gewissens-Skrupel zur weiteren Erwägung abbreche, aber des Trostes lebe, daß diejenigen, welche jene Erzählung mit einiger Demuth und Selbstverläugnung von Vers zu Vers, von Wort zu Wort erwägen, und bis ins Einzelne zur Verständigung bringen,

*) Ebendaselbst S. 158.

sowohl über ihre Sünde, als über ihre Entsündigung zur Erkenntniß kommen werden.

° ° °

Zu dem armen, verachteten Lehrer des jüdischen Volkes, welcher eben die alten Gebote Gottes noch mehr geschärft, und demnächst die unmündigen Kinder, die sich noch nicht selbst vertrauen, gesegnet und zum Reiche Gottes geweihet hatte, zu diesem niedrigen Menschensohne, der so Hohes gewagt hatte, tritt ein reicher Jüngling von rechtschaffenem Lebenswandel, unbescholten und untadelig vor den Menschen, und dem Gesetze gehorsam. Er fragt:

> Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge?

Der Fragende stand in der festen Ueberzeugung, daß er auf diesem Wege, nämlich durch Gutes thun, die Seligkeit sich erwerben und verdienen könne, und er hatte den Vorsatz, es zu thun, wenn er es nur wüßte und — könnte.

Der Lehrer antwortet erst auf die Anrede, dann auf die Anfrage.

> Es ist Niemand gut, denn der einige Gott. Warum nennst du mich also gut, da du mich doch als einen menschlichen Lehrer anredest und ansiehest. Hast du nicht gehört, was David sagt: da ist Keiner, der Gutes thut, auch nicht Einer? (Ps. 53, 4.) Bin ich nun der Mensch, für den du mich hältst, so bin ich nicht gut; bin ich aber gut, so kann ich nicht der Mensch seyn, den du in mir siehest und anredest.

Was aber dein Verlangen betrifft, Gutes zu thun, nun so sage ich dir noch einmal: Niemand ist gut, denn der einige Gott. Uebrigens halte die Gebote.

Der Jüngling antwortet, daß er von Jugend auf alle Gebote gehalten; er sagt es frei öffentlich vor dem Volke, ohne daß ihn einer des Gegentheils zeiht. Zugleich drückt er aber aus, was ihm sein Gewissen sagt. Er fühlt und weiß, daß ihm noch etwas fehlt, aber er weiß nicht, was ihm fehlt. Darum fragt er: Was fehlt mir noch?

Der Herr antwortet: Wenn du durch deine eigene Thatkraft und durch dein eigenes Verdienst vollkommen zu werden wünschest und glaubest, so beweise und bethätige es auch, verlasse Alles, was du hast, entsage der Welt und Allem, was dir in der Welt lieb ist, ja dir selbst, und folge mir nach, der ich dasselbe thue.

Der Jüngling wußte jetzt, was ihm fehlte, aber er wollte und konnte es nicht thun. Darum ging er betrübt hinweg, denn er war reich und hing an der Welt. Es war ein böses Zeichen, daß er hinweg ging, aber das war vielleicht ein gutes, daß er betrübt hinweg ging, wenn es anders die Betrübniß war, welche David schildert, wenn er sagt: Ich gehe krumm und sehr gebückt, und den ganzen Tag bleibe ich traurig. Psalm 38, 6. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängstigter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten. Psalm 51, 19.

Kurz, der Jüngling geht weg, wie jene Jünger, welche sagten: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Joh. 6, 60. 66. Und wie dort der Herr zu den Zwölfen spricht: Wollet ihr auch weg gehen? so redet er hier zu ihnen von den Versuchungen der Welt, denen der

Mensch mehr oder weniger unterliegt; er lehrt, daß ein Reicher schwerlich, ja gar nicht in das Reich Gottes kommen werde.

Bei dieser harten Lehre hätten sich die Jünger des reichen Mannes erinnern können, von welchem auch weiter nichts Böses geschrieben steht, als daß er eben reich war, daß er sich mit Purpur und köstlicher Leinwand kleidete, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Auf keinen Fall konnte ihnen aber entgehen, daß nach dieser Lehre und auf diese Weise Niemand die Seligkeit erlangen könne, da in diesem Sinne jeder Mensch reich zu nennen ist, wenn er nicht auch das Letzte von sich giebt. Ob sie auch, ungleich dem reichen Jünglinge, dem Rufe: Folge mir nach gefolgt waren, weil sie nicht viel zu verlassen hatten, so waren sie sich doch bewußt, daß auch sie jenen Forderungen nicht vollkommen entsprechen könnten.

Darum entsatzten sie sich sehr, und fragten: Je, wer kann denn selig werden?

Und hier empfingen sie eine Lehre, die sie damals selbst noch nicht zu fassen vermogten, denn der Herr antwortete:

Freilich kann kein Mensch das Gesetz und den Gehorsam vollkömmlich erfüllen, freilich könnt ihr durch eure guten Werke das Reich Gottes nicht verdienen; aber was dem Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich. — —

Was wollen wir hierzu sagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? Das sey ferne!

IX.

Faust und Mephistopheles.

Die alte deutsche Volkssage von Doctor Faust schließt mit Tod und Verdammniß. Auf das „ärgerliche Leben" folgt ein „erschreckliches Ende" unter gräulichem Poltern und Rumoren, Zischen und Pfeiffen. Zuletzt fand man den Leichnam zerschlagen und zerschmettert, den Kopf mitten auseinander und das Gehirn ausgeschüttet, auf einem Misthaufen. Wie sich der Teufel dem Doctor auf Lebenszeit, so hatte sich dieser dem Satan für das jenseitige Leben verschrieben. Hatte nun Satan seinerseits den Vertrag erfüllt, so mußte auch Faust nach seinem Tode der Macht der Hölle verfallen, die ihm auf Erden zu Diensten gewesen war.

Ein solches Ende schien sowohl dem Vertrage als auch überhaupt dem göttlichen Strafrechte angemessen zu seyn. Indessen weiß doch auch die alte Sage nicht mehr, als was auf Erden geschehen: die Gesellen des Verstorbenen schließen nur aus dem erschrecklichen Tode auf ein erschreckliches Leben nach dem Tode in der Hölle, welches das erste Gericht ist.

Hier fällt der Vorhang der alten Geschichte, wie sie in ihrer Unmittelbarkeit sich selbst erzählt. Jetzt sucht ein Seher nach langem Zaudern kurz vor seinem Tode den Vorhang zu lüften: die Acten werden in zweiter Instanz instruirt, und am Ende sehen wir den großen Sünder von den Ansprüchen seines Anklägers absolvirt.

Es fragt sich, ob dieses endliche Resultat zu Recht bestehen, ob die Gnade, die dem Sünder wird, mit dem Rechte bestehen kann. Mephistopheles beklagt sich bitter über Gewalt und Unrecht, er weiß sich getäuscht und betrogen, er beruft sich theils auf sein altes Recht und die Macht, welche ihm unter den Menschen von jeher eingeräumt worden ist, auf Herkommen und Gewohnheit, theils auf seine aus dem Vertrage insbesondere erworbenen Rechte, und zwar nicht ohne Schein Rechtens, wiewohl ohne Hoffnung.

Wer schafft mir mein erworbenes Recht? Soviel ist nicht zu läugnen, daß der Vertrag unter Zulassung des obersten Richters abgeschlossen worden war; denn dem Vertrage auf Erden ist eine Wette im Himmel vorangegangen. Aber Satan erhielt auch schon damals wie im Buche Hiob eine Lection über die Sünde, welche die Natur des Menschen verdirbt, und über die Gnade, welche den in jeder Menschenbrust zurückgebliebenen göttlichen Lebensfunken erhält: er wurde schon damals darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch, wie der verlorene Sohn, zwar vielfach irren, und auf das traurigste zu seiner eignen Qual und Strafe sich verirren könne, aber darum noch nicht ganz, nicht auf immer von seinem ewigen Urquell abfallen müsse.

Das ist eben diese vereinte, und doch unvereinbare

Zwienatur, welcher jeder Mensch unterworfen ist, der ungeheure Widerspruch zweier Willen, wornach der Mensch in Sünde und Schuld sich hinreißen läßt, und doch nicht von dem Guten ganz loskommen kann. So mag es wohl auch Vielen unglaublich erscheinen, daß ein Mensch, der Gott abgesagt, dem Teufel sich gelobt, und nach nichts Geringerem verlangt, als Gott gleich zu seyn, dem ohngeachtet vor den Bauern, die Menschen vergöttern, im Unwillen über solche Apotheose gegen das erste Gebot, die Seelsorge versieht.

Vor Jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt!

Aber es ist wirklich so. Dergleichen religiöse Aperçü's und Impromtü's sind unwillkührlich: es kann sich ihrer Niemand erwehren: sie bestehen auch mit einem gottlosen, unchristlichen Leben. Aber sie beweisen zugleich, daß es mit einem solchen gottlosen Menschen doch noch nicht gar aus ist.

Das hatte der Prolog im Himmel zum Voraus angekündigt: damit war dem Teufel zum Voraus die Rechnung verdorben.

So ist es nun wirklich gekommen: der Himmel hat den gefallenen Menschen wieder in Besitz genommen, die Engel haben die Seele, als den unsterblichen Funken, entführt, und die satanischen Wachtposten verscheucht, die sich ihrer versichern sollten.

Aber ist nicht dieser Besitz durch Gewalt und List zugleich erlangt worden? Das ist Satans Beschwerde: er klagt über verweigertes Recht.

Zunächst kommt alles auf den näheren Inhalt des Vertrags an. Dieser zerfällt in zwei Artikel.

Der erste Artikel wird von Mephistopheles proponirt und von Faust angenommen: er besteht wörtlich in folgender Stipulation:

Mephistopheles

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden:
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wieder finden
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag darnach entsteh'n.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann gescheh'n.

Hier fragt es sich zuerst, ob Mephistopheles seinerseits wirklich Wort gehalten? Denn nur unter dieser Voraussetzung könnte er ein Recht erworben haben. Scheinbar hat er allerdings dem von ihm erst selbst dazu versuchten Sünder seine Dienste geleistet, auf jeden Wink den Willen des Gebieters ausgerichtet; aber auch nur scheinbar: eigentlich war doch Faust der Sklave satanischer Gewalt, und Mephistopheles der Verführer und Gebieter. Darum muß Mephistopheles schon nach seiner eigenen Proposition am Ende unterliegen.

Und was antwortet Faust? was verspricht er gegen diesen Dienst? Nicht mehr als das Mögliche, was will und kann geschehen.

Faust soll drüben dem Satan unterworfen seyn, wenn sie sich beide drüben finden. Mehr hatte Mephistopheles selbst nicht verlangt. Nun finden sie sich aber drüben nicht zusammen: wie sollte er dem Satan dienen können, von dem er kraft jenes göttlichen Funkens losgerissen worden ist? Das hatte der Herr dem Ankläger im Prologe vorausgesagt. Wenn er sich nun doch mit diesem Herrn in eine Wette, mit dem strebenden irrenden Menschen in einen Vertrag einläßt, so ist er mit Recht getäuscht in seinen alten Tagen: er sagt selbst zu sich:

Du hasts' verdient, es geht dir grimmig schlecht.

Eigentlich hat er aber selbst dabei gewonnen, denn der Eindruck, welchen die göttliche Liebe unter der Erscheinung der liebenden Engel auf ihn macht, würde ihm am Ende selbst heilsam sein, wenn er ihn nur aufnehmen wollte, könnte.

Der zweite Artikel des blutigen Bündnisses wird von Faust vorgeschlagen und von Mephistopheles eingeschlagen: beide sind ihrer Sache so gewiß, als könnte es nicht fehlen, als müßte es nach ihrem Willen gehen: die Solennität blutiger Unterzeichnung wird nur noch zur Verstärkung beigefügt. Die Worte selbst lauten also:

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So sey es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sey die Zeit für mich vorbei!

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werdens nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich beharre, bin ich Knecht:
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Hiernach hat Mephistopheles an Faust nur dann ein volles Recht, wenn sich dieser beruhigt auf ein Faulbett legt, — aber Satan hat ihn nie beschwichtigen können, Faust hat sich nie auf ein Faulbette gelegt; nur dann, wenn Faust sich so weit belügen läßt, daß er sich selbst gefällt, — aber Faust hat nie sich selbst genügt, nie an sich ein Wohlgefallen gehabt; — nur dann, wenn Faust den vorübereilenden Augenblick anzuhalten sich versucht fühlt — aber seine letzten Worte sind, daß er nach dem Augenblicke verlangt, zu dem er sagen dürfte:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genießt er sterbend höchsten Augenblick.

Da steht die Uhr, der Zeiger fällt, es ist vorbei, ehe dieses hohe Glück selbst gekommen ist. Er genießt nicht lebend, sondern erst sterbend höchsten Augenblick. Wie sollte nun der so lange beunruhigte und gequälte Mensch dem Teufel verfallen? Wohl hat er sich schwer versündigt, und verirrt, in den Tiefen der Sinnlichkeit und dem Taumel der Leidenschaften, in über- und unterirdischen Phantasmen, „Trugs, Zauberblendwerks, hohlen Scheins." Aber nie hat er Friede gemacht mit dem Satan, nie hat er sich selbst eigenliebig gefallen, nie hat er sich befriedigt gefühlt, er tadelt es selbst an dem jungen Kaiser, der statt zu streben und zu regieren ruhen und genießen will, und darüber zur Auflösung aller Rechts-Ordnung, zur Empörung Veranlassung giebt.

So stirbt Faust mitten in neuen rastlosen Bestrebungen, über neuen Plänen. Er wollte die stolzen Wellen des unbändigen Meeres zügeln und abdämmen, bis hierher zu wallen und nicht weiter: da legen sich seine; er wollte den verpestenden Sumpf, den faulen Pfuhl ableiten, den das stagnirende Wasser erzeugt: unter diesen Reinigungs- und Läuterungs-Prozessen sinkt er zurück; die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn nieder. Wir erinnern uns hierbei des Prologs im Himmel, wie der Herr gleich Anfangs sagte, daß für den Menschen nichts gefährlicher sey, als unbedingte Ruhe, nichts weckender als Thätigkeit. So zeigte sich auch Faust gleich Anfangs:

Denn auch die höchste Erdenlust
Befeiedigt nicht die tiefbewegte Brust.

So finden wir ihn auch noch zuletzt bemüht, eine Thätigkeit zu begründen, die Freiheit und Leben sich täglich neu erobern muß.

Darum wird auch Faust unter dem Beistande von Oben im Tode vertragsmäßig frei von der Gewalt des Teufels, welcher sich darüber nicht beschweren darf, zumal er im Leben nicht sowohl gedient, als geherrscht hat.

Der Vertrag war aber auch von Haus aus so gestellt, daß Mephistopheles daraus kein Recht erlangen konnte, denn dieses sollte nicht eher eintreten, als bis Faust zum Frieden gekommen sein würde. Es ist aber unmöglich, mit dem Unfrieden Friede zu machen, Satan hat keinen Frieden, und kann keinen Frieden geben, durch ihn konnte Faust auch nicht zum Frieden mit sich kommen. Insofern war die Bedingung unmöglich, von deren Erfüllung das Recht des Mephistopheles abhängig war.

Friede ist nur in Gott: und das Herz des Menschen ist unruhig, bis er in dem Herrn Ruhe findet für die Seele: wo aber dieser Friede Gottes eintritt, da hat der Teufel seine Macht verloren. Insofern enthält die Bedingung in sich selbst den Widerspruch, daß sie den Anspruch vernichtet, der von ihrem Eintritte kurzsichtiger Weise bedingt werden sollte. Der Unfriede soll die Herrschaft erst dann erhalten, wenn der Friede kommt, vor dem er in sein Nichts zerstiebt!!

Indem nun der Sünder fällt, der auch auf den dunkelsten Irrwegen immer vorwärts gestrebt, und nie sich selbst gefallen, und nie mit dem Satan Friede gemacht hatte, empfangen ihn die Nacht- und Hausgeister. Er stirbt als ein Sünder, als ein Schuldner. Die Lemuren verkündigen es selbst:

Der Gläubiger sind so viele.

Es sind ihrer viel, die ihn verklagen, die Anspruch auf ihn machen. Aber wer hat denn Anspruch auf seine sterbende Seele?

Die Teufel fassen Posto, sich ihrer zu bemächtigen: aber auch Engel kommen hernieder. Wir kennen schon von Alters her das Verlangen der unsichtbaren Geister nach der Menschenseele, wenn der Leib stirbt. Jener Franziskaner erzählt es dem Dante in der Hölle XXVII. 112 flg.

Francesco venne poi, com'io fu morto,
Per me: ma un' de neri Cherubini
Gli disse: nol portar; non mi fa torto.

Damals siegte der schwarze Cherub wirklich: die Seele gehörte ihm schon bei lebendigem Leibe.

Dagegen begegnete Dante im Vorfegefeuer einem andern Schatten, der im Leben Buonconte von Montefeltro geheißen war. Der war im Glauben und in der Buße gestorben. Und was geschah nun?

L'angel di Dio mi prese, e quel d'Inferno
Gridava: o tu dal ciel, perchè mi privi?
Tu te ne porti di costui l'eterno
Per una lagrimetta, che 'l mi toglie.

Ein einziges Thränlein rettete den armen Sünder, und der böse Geist mußte es sich gefallen lassen: es blieb ihm eben nur der Leib, da ihm die Seele entschlüpft war.

So verfällt auch Faust's Leib zunächst dem bösen Geiste: das ist der Inhalt der alten Sage. Aber wie ergeht es nun der Seele?

Unter den sanften Liebesliedern der Engel und unter dem Dufte der Rosen, welche die Büßerinnen senden, se-

hen wir die Schaar der bösen Geister entweichen und selbst der Satansmeister wird von der Liebe angeweht, aus der er gefallen ist, wiewohl sie sich immer wieder in ihm verzerrt, entstellt, verkehrt und verunreinigt. So entführen die Engel Faustens Unsterbliches; und Mephistopheles ist selbst daran schuld, daß er leer ausgeht, denn er hätte nur zu nehmen gehabt, wenn er sonst gekonnt, von Faust ist er wenigstens nicht verhindert gewesen, und dieser hat sich auch nicht verpflichtet, sich selbst zu überliefern.

Es ist auch nicht sein Verdienst, daß er gerettet wird, sondern die Gnade, welche den Strebenden annimmt und hebt. — —

Und so beantwortet der Dichter in seinem letzten Alter die Frage, die er in seiner Jugend mit gutem Vertrauen aufgeworfen hatte:

„Wer wird den unsterblichen und unbefleckli-
„chen Funken, unsere Seele, aus dem Leibe
„des Todes ausführen, und mit einem neuen
„und unsterblich reinen Kleide umgeben?“

Die Seelen-Schaaren früh verstorbener Kinder, die ihn damals umschwebten, umschweben nun auch Faust's Seele.

Faust ist versucht worden und in Sünde gefallen: aber er hat sich nicht darinn gefallen. Der Fall ist leicht, die Rettung schwer. Das ist allen Menschen gesagt.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten:
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?

Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glatten Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Aber es ist eine höhere Macht, die ihn dafür stäupet und läutert, schlägt und heilet, strafet und rettet, sie strafet so lange es Noth thut, und rettet, wenn es an der Zeit ist; es ist eine höhere, es ist die höchste Macht, die jeden schmutzigen Erdenrost ausbrennt und wär' er von Asbest.

Es ist immer noch die alte Sage von Strafe und Gericht unversehrt, aber entwickelt: wir finden sie jetzt in ihrer höchsten Steigerung. Es erweiset sich nun, daß das strafende Prinzip kein anderes ist, als die göttliche Macht der Liebe, welche um der Gerechtigkeit willen und zum eigenen Besten des Ungerechten straft. Daß sie ihren Zweck erreicht, dazu gehört eben nichts geringeres als die Allmacht der Liebe, nur sie vermag es, und die Engel dienen ihr nur an dem Werke der Erlösung.

Wenn starke Geisteskraft,
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Und doch ist auch die Erlösung andererseits wieder bedingt von dem Streben des menschlichen Geistes, der von keiner Erdenlust befriedigt sich immer wieder zu Gott

erhebt. Je inniger das Streben, desto inniger ist die Buße, desto zugänglicher wird die Erlösung.

Gerettet wird das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die seelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Und so betet denn auch zuletzt auf dem Montserrat der Väter Doctor Marianus nach seiner Weise vor dem Bilde Maria's:

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beß're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Die Liebe ziehet hinan, und die Liebe ist das Ewig-Weibliche.

X.

XV, 210.

Das neue Reich.

Ein Mährchen.

Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter versetzen uns in dieselbe Zeit, in welcher Herrmann und Dorothea spielen, in die Zeit der ersten Französischen Revolution, wo die Gegensätze zuerst sich feindlich zu berühren anfiengen, welche seitdem die Welt erschüttert und verwirrt haben, und noch gegenwärtig das schwankende Schiff, auf dem wir uns befinden, hin und her schleudern, ohne zur Vermittlung, zur Ausgleichung, zur Ruhe kommen zu können. Wenn uns die lieblichen Erzählungen und Schildereien von Herrmann und Dorothea bürgerliche Verhältnisse mitten in einer wildbewegten Zeit in scharfen Gegensätzen vor Augen stellen, so sehen wir in jenen Unterhaltungen einen vornehmen, geistreichen Familienkreis, aus seinen Besitzungen diesseits und jenseits des Rheins vertrieben, auf der eiligen Flucht vor der gewaltthätigen Despotie der Freiheit, bis sie endlich nach den ersten, kurzen Siegen der deut-

schen Waffen auf einem Gute der Familie am rechten Rheinufer wieder einige Ruhe finden. Indessen hatte auch schon in diesem Kreise der Zwiespalt des Tages, der Gegensatz zwischen Altem und Neuem, zwischen Ordnung und Willkühr, Nothwendigkeit und Freiheit, der Widerspruch zwischen Besitz und Recht, Gesetz und Meinung, zwischen der unergründlichen Thatsache der Geschichte und den Forderungen des damit unzufriedenen Verstandes seinen unwiderstehlichen Einfluß ausgeübt, seine Parteien gewonnen. Auch hier hatte die blendende Schönheit unter dem Namen der Freiheit ihre schwärmerischen Anbeter gefunden. Die Politik störte nur zu oft den heilsamen Frieden geselliger Unterhaltung bis zur Entzweiung, bis zur Verletzung des sonst immer für heilig gehaltenen Gastrechts, so daß endlich nach dem Vorschlage der Baronesse von C. alle politischen Gespräche aus der allgemeinen Unterhaltung herausgewiesen, und der Zwiesprache Einzelner, dem Verkehre Gleichgesinnter überlassen wurden. Dagegen trat nunmehro die frühere, friedliche Gewohnheit der Konversation wieder ein, und dazu gehörten vornehmlich auch Vorlesungen, Erzählungen, Mährchen, welche, anregend wie sie waren, ohne aufzuregen, den mannigfaltigsten Stoff zu ergötzlichen und lehrreichen Gesprächen an die Hand gaben.

Demohngeachtet sehen wir, wenn wir genauer Acht haben, auch in den Erzählungen, welche nunmehro folgen, — und wie konnt' es auch anders seyn? die Bewegung der Zeit war zu groß, die Frage, mit der sie sich trug, zu wichtig, der Einfluß zu mächtig — kurz, wir sehen das kaum verbotene und verpönte Element der Unterhaltung, wie unwillkührlich, überall wieder heimlich her-

vor blicken: überall wird der große Gegensatz, um den es sich handelte, wieder eingeschwärzt, anfangs wagt er sich nur leise im Hintergrunde zu erscheinen, bald aber merklicher und dreister, wiewohl Niemand den ungebetenen Gast bemerkt: und hierinn liegt eben die feine Ironie dieser Poesie, welche durch alle diese Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie ein unsichtbarer Faden, sich hindurch zieht, wie eine innere Goldader den Puls bewegt und die Gesellschaft fördert, weil sie unmerklich wirken kann, ohne die gesellige Freude zu stören.

Zugleich ist jedoch an dem zum großen Theile der guten Sitte entwachsenen Inhalte der meisten Mittheilungen der ältere Französische Einfluß auf die vornehmere Welt nicht zu verkennen; es werden auf die feinste Weise die unfeinsten, und heillosesten Seiten des menschlichen Lebens zur Sprache gebracht; was besser nicht geschähe, nicht geschehen sollte, und wenn es einmal geschehen, mit Stillschweigen bedeckt werden sollte, wird hier in den sittlichsten Lebenskreisen auf das offenste und naivste erzählt. Alles bey seinem rechten Namen zu nennen, ist der Dichter auch sonst geneigt, und er gewöhnt uns nach und nach daran, alle krankhafte Prüderie und Empfindlichkeit zu überwinden. Aber hier werden wir doch leicht unwillig, indem die unsittlichsten Lebensverhältnisse so objectiv erzählt werden, als wäre dabey eben nichts zu erinnern: ja, wie sie erzählt werden, scheinen sie eben zur unvermeidlichen Tagesordnung zu gehören. In guten Tagen sind viele Sünden wo nicht aus dem Leben, doch aus der Unterhaltung verbannt, sie müssen sich wenigstens die Strafe gefallen lassen, daß sie in guter Gesellschaft nie ein Gegenstand des Gespräches werden können, sondern als nicht seyend

ignorirt werden. Hier finden sie aber dennoch zwar nicht Zutritt in das Leben, aber freyen Eingang in die Unterhaltung: sie werden wie Naturerscheinungen betrachtet und behandelt. Auch in dieser Gesellschaft gewinnt es mehr als einmal das Ansehen, als sey zwischen der natürlichen und sittlichen Welt kein bleibender Unterschied. Und so können wir auch an dem Tone der höheren Gesellschaften wahrnehmen, wie die Verletzungen der ehrbaren Sitte im Privatleben schon selbst, als einmal nicht zu ändern, zur geduldeten Sitte geworden sind; wir müssen uns aber auch zugleich sagen, daß diese Verletzungen den Keim zu größeren enthalten und das Vorspiel einer großen Tragödie eröffnen, indem sie namentlich auch zur Verletzung der Bande, welche das öffentliche Leben zusammenhalten, unausbleiblich führen mußten, denn wo ein Gesetz des engsten Privatlebens, seiner Heiligkeit entkleidet, erst gefallen ist, da stürzet nach und nach das ganze Gebäude uralter Ordnung zusammen.

Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Unterhaltungen.

Den Anfang machen, — wer sollte es in so aufgeklärter Zeit, in der besten Gesellschaft erwarten? — Geschichten von Gespenstern, Geistern, und magischen Einwirkungen einer unsichtbaren Macht auf die sichtbare Welt: aber das Merkwürdigste ist, daß diese unheimlichen und unergründlichen Spukereyen aus einer andern über- oder unterirrdischen Welt hauptsächlich diejenigen Personen necken und schrecken, welche sich der irdischen Welt ergeben haben, das Unergründliche verhöhnen, die Sitte verachten, und wo möglich Alles dem natürlichen Menschen-Verstande unterwerfen wollen. Wohl werden auch hier alle natürlichen Wunder-Erklärungen versucht, alle Hypothesen, alle

Instrumente, auch Thermometer, Barometer und Hygrometer in Bewegung gesetzt, es wird alle Vorsicht angewendet, Täuschungen zu vermeiden, aber es ist auf diesem Wege nicht dahinter zu kommen.

Auf diese Spukgeschichten folgt, unerwartet genug, eine moralische Erzählung, in welcher ein Mann von 50 Jahren, eine junge, schöne Italienerin, und ein Advocat auftreten. Hier sehen wir, wie die sinnlichste Leidenschaft einerseits die heiligsten Gefühle, andrerseits den nüchternen, Alles auflösenden Verstand zu Hülfe nimmt, um ein ihr entgegenstehendes unergründliches, aber bisher heilig gehaltenes Gebot aus dem Dekalogus heraus zu disputiren, und wie zuletzt eben diese so stark bewaffnete Begierde demohnerachtet, mittelst einer Advokatenlist, auf die launigste Weise und zur lustigsten Beschämung des natürlichen Verstandes und der untergeschobenen Naturgefühle — durch Beten und Fasten geheilt wird. Der physische Theil dieser Heilmethode erinnert unwillkührlich an den medizinisch-diätetischen Versuch, welchen weiland Nicolai *) an dem tieferen Schaden des unglücklichen Werther ohne einige Ahndung von dem Sitz der Krankheit gutmüthig genug, aber erfolglos anwendete, und darüber bei allen seinen Verdiensten sich lächerlich machte: denn Seelenleiden lassen sich mit dünner Hünerbrühe, magerer Kost, und täglicher Motion nicht kuriren. Hier schlägt aber das materielle Heilmittel an, weil das Krankheitsleiden materiell genug war, und die Moral ist dieselbe, welche wir in den so sehr verkannten Wahlverwandtschaften wiederfinden, wenn wir sogleich im zweiten Kapitel lesen: „Sich etwas

*) XXVI, 230.

zu versagen, war Eduard nicht gewohnt." Es ist dieselbe Moral, welche die Wanderjahre schon in ihrem zweiten Titel „die Entsagenden" an der Stirne tragen. Und was ist es anders, als diese simple Moral, wenn in der lieblichsten und friedlichsten aller Götheschen Dichtungen, in der wunderzarten Novelle von dem Kinde und dem Löwen, die seltsame fremde Frau dem leidenschaftlich bewegten schönen Jünglinge, der mit schrankenlosem Verlangen in die unermeßliche Weite hinausstarrt, zur Erinnerung an Maas, und Schranke, als das heilige Gesetz, die inhaltschweren Worte zuruft: Ueberwinde dich selbst!

In diese Moral weihet uns die letzte Erzählung noch tiefer ein. Hier sehen wir, wie Leidenschaft und Eitelkeit eines jungen Kaufmannssohnes, nach langen Kämpfen mit der von der Mutter ererbten Sitte, zu den sinnreichsten Sophistereien über die Zufälligkeit des Besitzes und dessen Widerspruch mit dem Rechte, welches alle Menschen gleich macht, oder wenigstens nur die Würdigeren begünstigt, ihre Zuflucht nehmen. Dann finden wir den jungen Mann mit der Frage beschäftigt, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sei, wenigstens im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen. Diesmal treffen diese Angriffe des Verstandes das siebente Gebot, und das Resultat aller Räsonements ist, daß ein edler, hochstrebender, wohlerzogener Jüngling seinen eigenen Vater auf die gemeinste Weise — bestiehlt. Aber das Gewissen ist nicht schlafen gegangen: die Heilung wird durch äußerliche Veranlassungen vorbereitet: endlich überrascht ihn die Hülfe aus der Noth mitten in dem Hülfsgeschrei, welches er in

seiner Seelenangst unter heißen Thränen, neben seinem Stuhle niedergeworfen, an den „Vater im Himmel" richtet, womit denn die Rückkehr des verlornen Sohnes zu allgemeiner Zufriedenheit erfolgt.

Und so finden wir denn auch in den beiden letzten aus dem Kreise des täglichen Lebens entnommenen moralischen Erzählungen ein übernatürliches, unergründliches Element, welches den schwachen Sterblichen pflegt und hebt und trägt, oder, wie es der Dichter ein andermal ausdrückt, Etwas von der Luft, die vom See Tiberias herüber weht, *) während auf der andern Seite nun erst die moralische Kraft des Menschen anschlägt, indem sie in der Selbstüberwindung, in der Kunst zu gehorchen und zu entsagen, ihre fruchtbringende Wurzel findet. In diesen Maximen finden wir auch jenen Kaufmannssohn als Mann und Hausvater wieder. „Er pflegte sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darinn, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Steegreife etwas mußten versagen lernen", während ihnen außerdem die größte Freiheit gestattet wurde: aber zur wahren Freiheit führt erst die Selbstüberwindung. — —

In diesem Augenblicke bestätigt sich aber ein neues Wunder, welches die Ausgewanderten näher angeht: nehmlich die seltsame Sympathie zwischen — Hölzern, die auf Einem Stamme erzeugt und später zu verschiedenen Möbeln verbraucht wurden, der Rapport zwischen Werken, die Ein Künstler verfertigt; denn mitten unter der Erzäh-

---

*) XXVIII, 236.

lung einer Gespenstergeschichte war ein kostbarer alter Schreibtisch im Zimmer der Gesellschaft mit einem lauten Knalle in der obern Decke zersprungen, und jetzo weiset es sich aus, daß in demselben Augenblicke, Punkt halb zwölf Uhr des Nachts, das Gegenstück dazu auf einem überrheinischen Gute in Flammen aufgegangen war.

Wenn aber bis hierher alle Erzählungen und Begebenheiten bei aller Verschiedenheit in einem innern Zusammenhange standen, wenn sie, jedes in seiner Weise, den Gegensatz zwischen einem Unergründlichen, dem wir uns zu unterwerfen haben, und dem Rechte des Verstandes, welcher nicht unbeweglich davor stehen bleiben kann, nach allen Seiten friedlich zu vermitteln schienen, so folget nun, wie außer allem Zusammenhange, ein wunderliches prachtvolles Mährchen, welches zunächst die Phantasie auf das lebhafteste und reichhaltigste beschäftigt, und diese hat in der That genug zu thun, um die vorüber gaukelnden Bilder, die schillernden Farben und geisterhaften Wesen aus allen Reichen der Natur und des Geistes zu einem harmonischen Ganzen zusammen zu fassen, und im Einzelnen zu verfolgen, um die Oertlichkeiten und Zeitverhältnisse in Einklang zu bringen, und die Komposition in ihren Grundaccorden zu übersehen. Dagegen scheint das Mährchen mit dem Verstande im Widerspruche zu stehen, und dieser vor jenem stille zu stehen: aber sollte das bilderreiche Mährchen nicht auch sinnreich seyn? — Wirklich ist der Verstand von keiner Sphäre ganz ausgeschlossen, er ist vielmehr überall sehr wohl gelitten und unentbehrlich, wenn er sich nur bescheiden benimmt und gemach zu Werke geht, und dazu gehört, daß er nicht stehen bleibt, sondern sich bewegt, um in das Leben des Geistes friedlich ein-

zudringen, ohne den Zauber feindlich zu zerstören, ohne das Räthsel mit einigen Begriffen enträthseln, oder Alles ergründen zu wollen.

Allerdings wird sich die Einbildungskraft, indem sie ihre Erscheinungen aufnimmt und wiedergiebt, an keinen einzelnen Gegenstand, an keinen Gedanken festhängen, vielmehr nur wie eine Musik auf uns spielen und uns in uns bewegen. Aber die Poesie mag dennoch das Vernünftige lieben, und wenn es als ihr Werk nun da ist und uns wirklich bewegt, so wird uns auch das Mährchen, wie der Erzähler selbst bevorwortet, an nichts und an alles erinnern.

Oder sollten die Irrlichter, die aus Sümpfen heraufsteigen, und ihren Glanz nicht von sich selbst haben, sondern borgen oder stehlen, die mit der größten Sicherheit und vielem Ausdrucke die gewöhnlichsten Sachen sagen, und am Ende das Wichtigste vergessen, nur an nichts erinnern? Kaum dürfte es möglich seyn, sich aller Erinnerungen aus den vorausgegangenen Erzählungen zu erwehren, wo gleißende Irrlehren und Sophistereien auf die verschiedenartigste Weise ihr Spiel treiben, indem sie von der Wahrheit, welche sie verkehren, ihren Glanz entnehmen, und unter solcher Firma sich Eingang verschaffen. Aber es ist auch nicht zu verschweigen, daß die Irrlichter auch zuweilen gute Dienste leisten, und mit ihren spitzen Zungen gelegentlich sehr hülfreich sich erweisen. So leistet auch der Verstand die besten Dienste, wenn er nur nicht allein herrschen will, sondern auch gehorchen lernt.

Und was bedeutet die schöne grüne Schlange, welche das Gold benutzt, welches die flüchtigen Herren vergeuden, und zuletzt sich aufopfert, ehe sie aufgeopfert wird? aber

die Reste ihres schönen Körpers und ächten Gehaltes sind die Grundpfeiler der Brücke, welche endlich zwei getrennte, gegenüberliegende Reiche miteinander verbindet.

So viel ist gewiß, daß die Schlange der horizontalen Linie angehört, und zur Erde sich hält, wiewohl sie auf trocknen Bergwiesen am liebsten lebt, und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst stillt, ja zuletzt mehr und mehr das Irdische überwindet und zur heitersten Durchsichtigkeit sich verklärt. Aber die Herren von der vertikalen Linie verlieren gar Grund und Boden, indem sie trotz ihrer niedrigen Abkunft obenaus wollen, und alle Früchte der Erde verschmähen. Die Schlange opfert sich und erhält durch die Entäußerung ihrer zeitlichen Gestalt ihren Gehalt, während die schlanken luftigen Herren das entwendete Gold und hiermit den Inhalt selbst vergeuden, und zischend abziehen, weil es Tag wird.

Aber wie dem auch sei, wer könnte den allgemeinen Weltverjüngungsprozeß verkennen, welcher in diesem Mährchen vor unseren Augen in den mannigfachsten Weisen hervorbricht, um das ächte Alte und wahre Neue zu versinnlichen und jedem seine Zeit, seinen Ort anzuweisen? Launig genug werden selbst die äußersten, heimlichsten Wünsche der alten eitlen Frau übertroffen; im morgendlichen Bade erlangt sie nicht bloß die Wiederherstellung ihrer schwarzen geschwundenen Hand, die ihr so viele Sorge gemacht hatte, sondern sie verjüngt sich selbst, und ihr Mann wird wieder ein wackerer Jüngling. Selbst das Ungeheure, Schädliche und Misgestalte muß zum Besten dienen: alles Alte wird jung, der Fährmann erscheint mit silbernem Ruder, aus seiner Hütte erhebt sich der Tempel

des neuen Reiches am Flusse, oder wenn man will, der Altar in dem Tempel, vom schönsten lautersten Silber.

Sieh' die veraltete Hütte, zu klein auch zweien Bewohnern,
Wandelt zum Tempel sich um: für die Gaffeln ragt ein Gesäul auf;
Röthlich schimmert das Stroh, und wie Gold erscheinet der Giebel,
Buntgetrieben die Pfort', und gedeckt der Boden mit Marmor.

Ueberall wird es neu und hell, und verklärt steigt das lange verkannte, verbannte, gänzlich untergegangene alte Recht mit allen Insignien der Herrschaft aus seinem unterirdischen Exile zur neuen heitern Tageswelt herauf. Während der selbstgemachte zusammengeleimte Götze in den wunderlichsten Klumpen zusammenstürzt, sehen wir die gebornen königlichen Autoritäten der Weisheit und Gotteserkenntniß, der Majestät, und der Gewalt in der Liebe sich vereinigen, die nach langer Entfremdung und Verzauberung zu neuem, ihr desto gemäßeren Leben erwachet.

Allein wer ist die überschöne Lilie, welche selbst ihren Geliebten, den jungen König, in einen wandelnden kraft- und geistlosen Schatten verwandelt, des Schwerdts, des Scepters, der Krone beraubt, und nur noch wie zum Spotte im Harnisch und Purpur herumwandeln läßt? Unter ihrer Hand sehen wir alles Lebendige sterben, Todtes zu Scheinleben erwachen, und ihr Blick lähmt und entnervt, was die Berührung nicht tödtet. In ihrem Lande wuchern die Pflanzen und Bäume, aber keine Blüthe, keine Frucht ist zu finden. — Doch wer erinnert sich nicht der blendenden Schönheit, welche gleich im Anfange dieser Unterhaltungen auftrat, der schönen glänzenden Göttin, die unter

dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den anderen mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde? Jetzt hat sich ihr wahres Wesen, nach langer Entstellung in das Gegentheil, nach langer Verblendung und Verzauberung, auf das heiterste entwickelt und erneuert: es ist die Liebe, welche die Herrschaft wieder in ihre Rechte einsetzt. Das Vertrauen der Liebe ist die Grundlage der Herrschaft und der Freiheit, aber die Herrschaft selbst bleibt den drei königlichen Mächten, dem ehrenwerthen Schwerdte der Gewalt, dem silberschimmernden Scepter der Majestät, und der goldenen Krone der Weisheit im Eichenkranze. Denn die Liebe herrschet nicht, aber sie bildet, und das ist mehr. Hiermit lösen sich jene drei Geheimnisse im vierten, welches das größeste ist, und das offenbare. Denn was ist herrlicher, als Gold? Das Licht oder die Weisheit. Erkenne das Höchste! Und was ist erquicklicher, als das Licht? Das Gespräch oder die Mittheilung, die Gemeinschaft in der Liebe. Diese war es, welche in der Zeit der Verbannung fehlte.

Entfernt vom süßen, menschlichen Genusse
War sie und er dem Jammer nur vertraut.
Doch endlich steht der Tempel dicht am Flusse
Und herrlich ist die Brücke hoch erbaut.

Doch wir enthalten uns lieber einer allzugenauen Ausdeutung und der näheren Entschleyerung aller Einzelnheiten, welche uns in den mannichfaltigsten Bildern entgegentreten.

So viel ist klar, daß die Welt in zwey Hälften

zertrennt und zerspalten ist. Auch der Fährmann, der nur herüber, aber nicht hinüberfährt, der Riese mit dem Schatten, der Habicht mit dem Spiegel, der Alte und seine Lampe mit ihren Wirkungen, die Verschiedenheit der beyden Länder an den Ufern des Flußes, der Fluß selbst, der kein Gold leidet, der erst verletzt und dann heilet, und das Bad im Morgenrothe, könnten uns im Einzelnen noch viel zu denken geben. Auch des Vogels Tod, der Mops von Edelstein, die drei Kohlhäupter, drey Artischocken und drey Zwiebeln, die unbezahlten Schulden, die zuletzt doch noch getilgt werden, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie erinnern uns eben an Nichts und an Alles, an Mancherley zugleich, aber unbestimmt, so daß Eins das Andere nicht ausschließt, daher Keiner das Räthsel ganz verfehlen, aber auch Keiner es ganz erschöpfen wird. Am Ende bleibt freylich jeder Mensch noch mehr als eine Artischocke, ein Kohlhaupt und eine Zwiebel schuldig und seine Schuld scheint sich hiermit nicht sowohl zu verdoppeln, als zu verdreifachen.

Auch der Fluß ist ein allgemeines Bild des Menschenlebens. Das Erste ist, daß er scheidet. Wer kennt nicht diesen Zwiespalt, welcher gerade an dem ersten eigenmächtigen Versuch der Wiedervereinigung, an dem Thurmbau zu Babel, heraustritt, und seitdem die Menschen aus einander reißet, worüber Keiner den Andern zu verstehen scheint? wer fühlte denn gar nichts von dem Schmerze solcher Trennung?

Einer stehet hüben,
Und der Andre drüben.
Das ist Lebenslauf.
Ob sie ab und auf

Hin und wieder wandern,
Keiner kann zum Andern.

Das Zweite ist aber die Vereinigung des Getrennten, welche uns wie ein Wunder von Oben beschieden ist, denn sie kommt von Oben. Aber wo finden wir diese Verklärung und Vereinigung auf Erden?

Nur im Mährchen wäre
Auf dem Strom die Fähre,
Und die goldne Bogenbrücke,
Jene Schlange, die zum Glücke
Beyde Stromes-Ufer einigt,
Und die Ueberfahrt beschleunigt?

Fast scheint es auf den Chiliasmus eines neuen Jahrtausends hinauszukommen. Aber wir wollen nichts entscheiden.

Auch bedarf es keines Schlüssels zu den schlafenden Jungfrauen, deren Schlummer mit der Mitternacht entschuldigt wird, worüber ihnen die kurze Zeit zu lang geworden war: es sind die drei schönen Begleiterinnen Liliens, die mit der Harfe, die mit dem Sonnenschirm, und die mit dem Feldstuhle. So geschieht es nun, daß sie erst unter den süß bebenden Stürmen des neuen Frühlings der Welt, bei dem ersten Strahle der neuen Sonne, von dem im Spiegel zurückgeworfenen Lichte aus der Höhe geblendet, noch zur rechten Zeit aus ihrem Schlafe erwachen, und auf der neuen Erde im Tempel erscheinen. Wer möchte sich nicht so holder Erscheinung erfreuen? — wenn auch noch manches zu rathen übrig bleibt.

In dem Alten mit der Lampe verehren wir zunächst einen Priester der Gottheit, einen Gesandten und Prophe-

ten, wie einen vorangehenden irdischen Heiland, welcher die Last ausrichtet, die ihm befohlen ist, und dienend die Weissagung erfüllt.

Ueberall tritt aber die politische Seite dieses allgemeinen Verjüngungsprozeßes heraus. Aus den Händen der uralten, legitimen Macht seiner Ahnherren erhält endlich der junge König sein Recht zurück, aber die Liebe verklärt das Recht.

Es ist eine neue Zeit angebrochen, wo keine Ehe, kein Verhältniß unter den Menschen mehr gilt, wenn nicht der Bund auf's Neue geschlossen wird. Aber wir sehen, wie sich nun doch wieder Alles wie zuvor verbindet aus freier Liebe. Nun freien sie nicht, und lassen sich nicht freien, um sich allein anzugehören, und alle andere Verbindungen auszuschließen, sondern eine Verbindung bestehet neben der andern, und in der andern, es bringt nun kein Verhältniß der Gemeinschaft dem Andern Gefahr, sondern sie durchdringen, heben und beleben sich wechselseitig.

So verhält es sich auch mit der Restauration des alten Königsthums auf der neuen Erde, welches nicht umsonst die Gewalt hat mit dem Schwerdte, und den Glanz der Mäjestät mit dem Scepter, und das Licht der Weisheit mit der Krone: nur daß die Autorität wieder verklärt ist im Vertrauen, in der Liebe, welche alle Tage neu wird. Sie ist das gute Vertrauen, worauf Familien, Gemeinwesen und Staaten ruhen. Die Liebe ist die Wahrheit der Freiheit. Ohne Liebe ist die Freiheit ihr eigenes Gegentheil, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle: die Liebe tilget die Fremdheit der Autorität, welche die lieblose Freiheit fürchtet und verfolgt.

Zuerst fanden wir die drei Könige gelähmt und verzaubert in einem unterirdischen Felsentempel: sie sind in dieser ihrer Verbannung einem vierten selbst gemachten Könige gleichgestellt, welcher zerschellt, indem sie sich erheben.

Ihre seltsame Erscheinung erinnert an ein altes thüringisches Mährchen, welches dem neuen theilweise zum Grunde zu liegen scheint, und womit wir füglich schließen können. — —

Nicht weit von uns liegt die güldene Aue, deren Name schon auf ihre fruchtbare Fülle und liebliche Schönheit deutet. Darauf deutet auch der Freuden-Ausruf des Grafen Botho zu Stolberg bei seiner Rückkehr aus Palästina im Jahre 1494, denn er hatte kaum den ersten Blick in die reichgeschmückte, lang ausgestreckte, güldenprangende Aue geworfen, als er sie mit den Worten begrüßte: Das ist mein gelobtes Land!

An dieses gelobte Land streckt sich südlich eine lange, grüne Wand aus, es ist ein Vorgebirge des Harzes, auf dessen östlichen Höhen die uralten Burgruinen von Rothenburg und Kyffhausen lagern.

Kyffhausen war vor grauen Jahren eine Kaiserliche Hofburg, zu Zeiten viel besucht und laut belebt, aber es ist längst still und stumm geworden: bis etwa ein Windessturm, oder fröhlicher Jagdlärm die tiefe Ruhe stört. Woher der Name stammt, wüßt' ich nicht zu sagen: nach einer alten sinnreichen Erdichtung deutet er wie Babylon auf Zerstreuung, auf Verwirrung, Confusion, Koffhusen, Kyffhausen. Und gewiß sind Berg und Burg die Zeugen mancher krausen Verwirrung gewesen.

Wohl sagt man sich auch in dortiger Gegend heimlich ins Ohr, daß es auf den waldbewachsenen Bergeshö-

hen zu Zeiten nicht recht geheuer sey. Tief unter den Ruinen der verfallenen Hofburg, — so heißt es, aber Niemand der Lebenden hat's gesehen, — befindet sich in der innersten Mitte des Gebirges eine hochgewölbte Felsenhalle. Darinn sitzt seit 600 Jahren und länger an einer steinernen Tafel, in tiefen Schaf versunken, das mächtige Haupt auf den Arm gestützt, — ein uralter Kaiser, den die Deutschen nie haben vergessen können, dem einst alle treue Herzen entgegenschlugen, und gern von neuem entgegenschlagen möchten, wenn er nur erwachen wollte. Und das war es eben, was das Volk erwartete, daß er noch vor dem jüngsten Tage erwachen, noch in der Zeit auferstehen, und von neuem das Kaiserthum glorreich antreten werde. Es ist der Kaiser Friedrich Barbarossa: nach verschiedenen Gesichten war ihm der Bart durch die steinerne Tafel, an der er saß, bis zu den Füßen heruntergewachsen: der Kaiser nickte zuweilen mit dem Haupte, und zuckte mit den Augen, als sey er so eben in der letzten Krisis befangen, erwachen zu wollen.

Zu dieser unterirdischen, im innersten Kern des Felsens verborgenen Ruhestätte Kaiserlicher Majestät kann Niemand den Zugang finden. Nur gelegentlich werden Einzelne Auserwählte zugelassen. Bald erscheint ein Page, aus einem vorüberrauschenden Jagdzuge einen Reiter zu seinem Herrn zu entbieten: bald kommt ein Mäuschen, einen Getraidewagen auf seinem Wege nach der Marktstadt Nordhausen anzuhalten und zur Hofburg zu geleiten. Immer kehrt aber der Entbotene mit reichen und seltsamen Schätzen beschenkt, mit der Hoffnung einstiger besserer Zeit verjüngt, und mit der Gegenwart zufrieden, in diese zurück.

Einstmals pfeift ein Schäfer sein harmloses Liedlein auf dem Kyffhäuser: der Kaiser vernimmt's mit Wohlgefallen. Es ist eins von den Zeichen, auf die er wartet: denn er horchet auch im Schlafe, ob es an der Zeit sey. Nun wird der Schäfer durch einen Zwerg in die Felsengrotte eingeführt, und reich beschenkt, und bald erholt sich der bestürzte Landmann an dem Anblicke der milden Majestät höchster Herrschaft in der Christenheit. Jetzt ergehet von dem hohen Schläfer die Frage: Fliegen die Raben noch um den Berg? Der Schäfer bejaht es: da weiset der Kaiser alle voreiligen Wünsche und Hoffnungen dieser Zeit zurück, indem er spricht: Noch dauert mein Schlaf auf Hundert Jahre und drüber.

Es sind 100. Jahre verlaufen, und wieder 100. Jahre, und drüber: aber das neue Reich ist noch nicht kommen, wie wohl es immer nahe ist, denn es ist verheißen, und ist kein Zweifel, daß es kommen wird, ein neuer Himmel und eine neue Erde.

Und die Brücke wird gebaut,
Und der Tempel einst geschaut.

XI.

Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***.

Der Brief eines Landgeistlichen an seinen neuen Amtsbruder in der Nachbarschaft gehört, nebst den beiden biblischen Fragen über die zehn Gebote und über das Zungensprechen zum Pfingstfeste, unter die kleinen Tractätlein, welche Göthe in seiner Jugend auf seine Kosten drucken ließ, und dann vertheilte, verschenkte, oder von einer Buchhandlung ohne Anspruch auf eigenen Gewinn verhöcken ließ, um nur die Waare an den Mann zu bringen, und dem Drange nach Mittheilung Raum zu verschaffen, welchem damals ein unempfängliches Publikum gegenüberstand.

In seiner Lebensbeschreibung gedenkt der Dichter dieses Hirtenbriefes zweimal:*) er war dadurch mit Lavater bekannt geworden, denn der Brief predigte Glauben und Toleranz, er handelte von der Erlösung und — Wiederbringung. Später war des Verfassers Absicht, diese jugendlichen Mittheilungen, welche aus einem vollen Herzen her-

*) Göthe's Werke. l. H. XXVI, 105. 259.

vorgeströmt waren, „so wie noch einiges Ungedruckte der Art, was sich noch vorgefunden," der neuen Ausgabe seiner Werke hinzuzufügen.

Aber die Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben: der Greis ist darüber gestorben, ohne daß er dem Publikum jene Erstlinge, aus welchen sich die späteren Gaben noch besser erklären würden, von neuem mitgetheilt hätte. Nun ist zu hoffen, daß wir noch aus seinem Nachlasse damit werden beschenkt werden, zu dem wir uns alle, denen der Dichter angehört, in dieser Beziehung als Miterben, oder wenigstens als Collegatarien melden möchten.

Namentlich kann jener Pastoralbrief als ein Schlüssel zu der Gesinnung, welche den Briefsteller durch das ganze Leben begleitet hat, angesehen werden: er würde Freunden und Gegnern des Verstorbenen zum bessern Verständnisse und zur Berichtigung mancher Vorurtheile dienen können. Gleichwohl sind jene Mittheilungen längst „verschollen." Wenn werden sie wieder an das Licht treten? sie würden jetzt empfänglichere Ohren finden, als vor 60 Jahren. Der alte Landpfarrer ist auch längst verstummt. Vielleicht, daß wir ihn wieder zur Rede bringen, wenn wir vorläufig, ehe er sich wieder vollständig vernehmen läßt, ein und das andere Wort verrathen, womit er seinen neuen Amtsbruder in Hoffnung brüderlicher Gemeinschaft begrüßt!

„Ich bin alt geworden," so schreibt der alte Pfarrherr an den jungen, „und habe die Wege des Herrn be„trachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille „darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt „Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; „wenigstens wünsch' ich's Euch."

Aber diese Liebe ist darum nicht indifferent, das führt er weiter aus, und der Glaube daran führt wohl zur Toleranz, denn er wirket Geduld, aber nicht zum Indifferentismus, wie die Eiferer schreien. —

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. „Wer möchte Zeitlebens auf dem Meere von Stür„men getrieben werden?“ — „Also lieber Bruder, danke „ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines „Glaubens: denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück be„sitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von „der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das „Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das „Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und „so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn, „und danke Gott, daß ich an ihn glaube, denn wahr„haftig es ist meine Schuld nicht, daß ich an ihn glaube. „Es war eine Zeit, da ich Saulus war: Gottlob, daß „ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, „da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen „Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das „ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, „ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent: darf „ich darum nicht tolerant seyn? Um wie viele Millionen „Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe „Gottes Gränzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr „verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? „So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in „den Himmel komme.“

„Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, „die so barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung „gefallen sind, und ich versichere Euch, es ist die Lehre,

„womit ich mich ins geheim tröste; aber das weiß ich wohl, „es ist keine Sache, davon zu predigen.“

Es ist auch so viel gewiß, daß eine Hölle dazwischen liegt, welche die Schrift „Ewig“ nennt; und so nennt sie der Pastor auch. „Ewig“ heißt: ohne das Ende abzusehen, unbegreiflich: wer weiß, wie lange?

„So, mein lieber Herr Confrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt: ich halte den Glauben an „die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren, unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Stückchen Welt als Mensch herumzog, für den einzigen Grund „meiner Seligkeit, und das sag' ich meiner Gemeinde, so „oft Gelegenheit dazu ist.“

Gott ist Mensch geworden! Damit ist alles gesagt, wenn wir's nur annehmen und nachdenken wollen. Viele nehmen's aber gar nicht an.

„Den Leuten, die ihre Schweine nicht darum geben „wollen, um den Teufel los zu werden, denen kann man „vorsagen, was man will, so bleiben sie auf ihrem Kopfe. „Was wir thun können, ist die Heilsbegierigen zu recht „zu weisen; und den Andern läßt man, weil sie's nicht besser haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.“ —

„So überlasse ich, wie Ihr seht, alle Ungläubigen „der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen „zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den unsterblichen „und unbeflecklichen Funken, unsere Seele, aus dem Leibe „des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit „meiner friedfertigen Empfindung vertausche ich nicht mit „dem höchsten Ansehen der Infallibilität. Welche Wonne „ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen

„Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, „sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.“ —

„Ach, es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß „keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher „unsern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre ist's, „die auf Demuth baut, als die aus der Höhe! Wenn wir „das Innere bedächten, und recht im Herzen fühlten, was „das sey, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie „er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle „Secten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, „den göttlichen Saamen auf so vielerley Weise Frucht brin„gen zu sehen! Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, „daß das Reich Gottes auch da zu spüren ist, wo ich's „nicht suchte *)!“

„Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr ko„sten sollte, dieses Reich auszubreiten, er wußte, daß es „damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der „Thüre und sie nicht einschmeissen.“

„Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeinde „Glaubensbekenntniß. — Wir glauben, daß die ewige „Liebe darum Mensch geworden ist, um uns, den Men„schen, das zu verschaffen, wornach wir uns sehnen, und „alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, „ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, „gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt.“

„Adieu, lieber Herr Confrater, Gott gebe Euerm „Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe „haben. Segnet alles, was Christi ist, und seid übrigens

---

*) 1. Kön. 19, 12. flg. Ps. 65, 7. — 2. Cor. 5, 20. — — Jer. 23, 29. Hebr. 4, 12.

„in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schel-
„ten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr
„auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten.“ —

So viel von dem alten Pfarrer: die Laune, mit der er seine Sache vorträgt, beweiset nur noch mehr von dem innerlichen Ernste; er ist ihrer so Herr geworden, daß er die gewonnene Erkenntniß nach allen Seiten des Lebens zu handhaben weiß. Der neue Amtsbruder hingegen, an den er schreibt, war damals, wie wir aus dem Briefe entnehmen, noch „jung und sehr friedfertig, ohne deswegen „schwach zu sein; denn freilich ist's auch kein Vortheil „für die Herde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.“ In „seiner vorigen Pfarre war er sehr von den Leuten umgeben, „die sich Philosophen nennen und eine sehr lächer-„liche Person in der Welt spielen.“ Denn es ist nichts lächerlicher und „nichts jämmerlicher, als Leute unaufhör-„lich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie all-„ein nach Vorurtheilen handeln.“ Sie halten ihre menschlichen Vorurtheile für die Vernunft selbst, ohne zu dieser zu kommen. Aber der junge Herr Pastor hat sich doch „niemals mit ihnen gezankt.“ Und das lobt der alte, denn „man hält einen Aal am Schwanze fester, „als einen Lacher mit Gründen — Gründe müssen oft „einer Sotise weichen.“ —

Weiter erfahren wir nichts von dem Pastor, aber die Ueberlieferung sagt, daß er in dem seligen Glauben an Jesum Christum, welcher den Frieden wirkt, immer fester und mannhafter geworden ist. Er hat öfter, als wir wissen, den Herrn in einem stillen, sanften Sausen vernommen, wie Elias: aber er mußte auch zuweilen erfahren, daß der Herr demselbigen Elias das Feuer gewiß anver-

traut, 2. Kön. 1, 10. 12. welches er dem Jünger der Liebe, weil es seines Amts nicht war, strafend verwehrte. Luc. 9, 54.

Zwar fehlte es gegen den jungen Pastor nicht an den verschiedensten Anklagen, denn er wurde einerseits des Indifferentismus und Latitudinerismus, andererseits umgekehrt allzusteifen Bibelglaubens bezüchtigt. Das Feste wurde steif, und das Milde schlaff genannt. Aber nach und nach verstummten die Ankläger immer mehr vor Lehre und Leben, während der Pfarrer selbst immer mehr zu dem wackern Eifer der Liebe reifte, welche in Geduld wirket. Es war die innerliche, stille aber desto wirksamere Macht der Liebe und Wahrheit, an welcher er erfuhr und immer kräftiger bestätigt fand, daß das Wort Gottes wie ein Feuer ist, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißet, indem es sich sanft hernieder läßt und bittet und flehet: „Laßet euch versichern mit Gott." Diese Macht der Gnade dringt wie sanfter Regen in's Herz, um mit Gewalt innerlich wieder hervorzubrechen. Und durch diese innerlich wirkende Macht der Gnade wird das Wort schärfer denn kein zweischneidig Schwerdt, ohne daß es des Schwerdtes bedarf, welches dem Knechte Malchos sein Ohr gekostet hätte, wenn es nicht der Gefangene selbst wieder angerührt und geheilet hätte. Solche Anrührung und Heilung dringt tiefer in's Herz als Petri Schwerdt in's Ohr.

De la Ha

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Göschel, Carl Friedrich,

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise

Bd.: 1

Schleusingen (1834)

P.o.germ. 496 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109316-0